

B e r n i i m S e e b a d e

Erster Teil

Von

Heinrich Scharrelmann

Volks- und Schulausgabe

29. bis 34. Tausend

Georg Westermann / Braunschweig / Berlin / Hamburg

[6. 1925]

43. - 52. Taus. [1930]

3. Aufl. 1922

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1916 by Alfred Janssen, Hamburg

Gedruckt bei Georg Westermann in Braunschweig

Im Aquarium

Berni war nun schon zehn Jahre alt geworden und bereits vier Jahre zur Schule gegangen. Seine Lehrer waren gut mit ihm zufrieden gewesen und auch im letzten Jahre, als sie es bei Herrn Belle besonders im Rechnen und im Diktat so schwer gehabt hatten, war er noch mit versetzt worden. Was Berni vor allem gut konnte, war Malen und Erzählen, und wenn er in der Klasse einmal einen Aufsatz vorlesen mußte, dann freuten sich die Kinder schon alle im voraus und lachten über das, was Berni aufgeschrieben hatte; so drollig war das immer. Auch Naturgeschichte mochte er gerne, und oft ging er mit seiner Mutter Sonntags ins Museum und besah die ausgestopften Tiere oder den großen Glaskasten, der eine ganze Baumwollernte darstellte, oder den andern, der zeigte, wie in Indien Reis geerntet wird.

Ja, im Museum war es schön, und Berni konnte nie genug davon kriegen. „Weißt du, Mutter, was ich am allerallerliebsten möchte?“ fragte er einmal seine Mutter. „Nun, mein Kind, was denn?“ — „Ich möchte wohl einmal eine weite Reise machen, weißt du, mit einem ganz großen Dampfer, der über das Meer fährt, und dann müßte ich ein großes Netz haben und eine ganz dicke Angel, womit man die großen Fische fangen kann, und dann wollte ich den ganzen Tag nichts anderes tun als immer fischen und immer fischen!“

„Vielleicht kannst du das, wenn du groß bist,“ antwortete ihm die Mutter. Sie stand gerade vor einer kleinen, schmalen Tür, die geöffnet war, und hinter der eine Treppe nach unten in den Keller des Museums hinabführte.

„Sind wir eigentlich schon mal hier unten gewesen?“ fragte ihn die Mutter. „Nein,“ sprach er, „da waren wir noch nie. — Was ist denn da unten zu sehen?“ — „Komm nur mit, du wirst dich wundern,“ entgegnete die Mutter, die über dem Eingang ein Wort gelesen hatte, das in ganz verschörkelten Buchstaben darüber stand, und das Berni noch nicht lesen konnte.

Sie stiegen eine steinerne Treppe hinab, und es wurde immer dunkler, so daß sie kaum sahen, wie sie zutreten mußten. Plötzlich wurde es vor ihnen wieder hell. Sie erblickten mächtige, matt erleuchtete Glasscheiben, eine lange Reihe.

„D,“ rief Berni, „nu guck doch mal, Mutter, wie wunderhübsch das aussieht!“

Auch Frau Becker war ganz überrascht.

Sie waren im Aquarium. Decke und Wände waren mit Tuffstein belegt, und hinter den Glasscheiben schwammen die sonderbarsten Seefische und klebten wunderliche Seegewächse, wie Berni sie schon in seinem Naturgeschichtsbuch abgebildet, aber sonst noch nie gesehen hatte.

Er kam sich vor wie in der Märchenwelt. Er folgte jedem Fische mit den Augen, er freute sich der Millionen Luftbläschen, die aus einer spitzen Röhre durch das Wasser aufstiegen, um es frisch zu erhalten. Und er entdeckte immer neue Tiere, die man auf den ersten Blick gar nicht in den weiten Aquarien sah.

In einem der Kästen schwamm eine ganze Herde kleiner niedlicher Seepferdchen. Mit ihrem Ringelschwanz hielten sie die meisten an den Wasserpflanzen fest, andere ruderten wieder mit ihren glashellen Flossen durch das weite Wasser.

In einem anderen Aquarium waren prächtig gefärbte Seerosen und Seelilien und Seeanemonen. Die saßen bunt durcheinander an der Glaswand, auf den Steinen des Grundes und an den übrigen Wänden. Wenn man genauer hinsah, sah man auch, wie sie ihre langen, gallertartigen Fühler, die zu hunderten um den Mund eines jeden Tieres saßen, immer auf und nieder bewegten. Einige sahen freilich ganz unscheinbar aus. Die hatten alle Fühler eingezogen; die meisten aber waren weit geöffnet.

„Was sind das?“ fragte er die Mutter. Sie las ihm die Namen der Tiere, die in dem Aquarium waren, vor. „Aber, Mutter, das sind doch keine Tiere!“ rief er. „Sie haben ja keine Augen und keine Ohren und keine Beine.“

„Doch,“ sprach die Mutter, „sie sehen aus wie Blumen, aber die Naturforscher sagen, es sind richtige Tiere, und die Fühler sind ihre Arme, damit spülen sie kleine Wassertierchen, die man mit den Augen gar nicht sehen kann, in ihren Mund hinein.“

Berni war von dem Kasten gar nicht fort zu bringen. „Sind solche Tiere auch in der Weser?“ fragte er. „Nein,“ entgegnete die Mutter, „sie leben nur in salzigem Wasser, in der See.“

Als sie endlich weiter gingen, kamen sie zu einem Kasten, in welchem zwei mächtige Hummer unter großen Steinen hervorguckten.

Wie sie noch so standen und in das Aquarium hineinblickten, fuhr von oben ein dicker Besen in das Wasser, der scheuerte die Glaswände rein, weil sich ein brauner Belag daran gesetzt hatte. Es war der Wärter, der von Kästen zu Kästen ging und die Scheiben reinigte und die Tiere fütterte und mit einem langen Saugheber Schlamm und Schmutz heraushob.

Den Hummern warf er ein paar Froschbeine zu. Kaum aber waren die auf den Grund gefallen, als beide Hummer zuerst langsam, dann aber rascher, unter ihren großen Steinen hervorkrochen und zu fressen begannen. Das war eine Freude für Berni. Er sah ihnen zu, bis sie alles Fleisch aufgezehrt hatten, dann krochen sie träge wieder in ihr Versteck zurück.

Als Berni endlich wieder mit seiner Mutter heimging, sagte er: „Mutter, das Aquarium ist doch das Schönste im ganzen Museum! Da wollen wir am nächsten Sonntag wieder hin.“

Es hat sich manches verändert

Auch Geographie hatte Berni in der Schule sehr gern. Wenn der Lehrer von fremden Ländern erzählte und wilden Völkern, dann paßte Berni ganz genau auf und schrieb sich alles, was er behalten hatte, zu Hause in ein kleines Heft.

Aber auch Geschichten, besonders Märchen und Sagen, las er gern. Zu Weihnachten hatte er ein schönes Märchenbuch bekommen, das hieß „Tausend und eine Nacht.“ Darüber saß er stundenlang und trotzdem er das Buch schon dreimal ganz ausgelesen, hatte er es doch immer noch gern.

Er liebte sich auch hin und wieder ein Geschichtenbuch von einem Freunde und las dann seiner Mutter daraus vor, wenn sie nähte. Besonders im letzten Winter, als es oft schlechtes Wetter war, hörten ihm die Mutter und Emmy zu, wenn er vorlas.

Sobald aber schönes Wetter war, spielte er draußen; und manche Geschichte, die er in einem Buche gelesen hatte, wurde dann von ihm und seinen Freunden gespielt.

Mit Willi Weber kam er nur noch selten zusammen. Willi war jetzt auf dem Gymnasium und hatte immer viel zu lernen: Lateinische und französische Vokabeln und Mathematik und so was, so daß er selten Zeit zum Spielen hatte, wenn Berni doch einmal zu ihm kam.

Else war auch schon ein großes Mädchen geworden. Sie war

stark gewachsen und ihr Vater war mit ihr fortgezogen nach Bremerhaven. Dort mußte er einen großen Vaggon führen. Nur einmal hatte Berni sie wieder gesehen. Das war im vorigen Jahr gewesen, als Freimarkt war. Da hatte er sie auf dem Markte getroffen und ein paar Worte mit ihr gesprochen. Eine Frau war bei Else gewesen, das war ihre Tante, und die hatte nicht viel Zeit gehabt, weil sie noch mit dem Zuge zurückreisen wollte.

Auch zu Meyers ging er nun nicht mehr oft, seit Frau Meyer, die gute alte Frau, bei der er früher stundenlang gespielt hatte, plötzlich gestorben war. Sie hatte mitten im Sommer an einem heißen Tage einen Herzschlag bekommen und wurde begraben, als Berni wieder einmal bei Onkel Karl auf dem Lande gewesen war.

Als er zurückgekommen, hatte er mit seiner Mutter das Grab besucht und einen Kranz darauf gelegt.

Und der alte Meyer, der saß nun in seiner Schusterwerkstatt allein und ein Mädchen, das Ostern konfirmiert war, kam am Vormittag und fegte ihm die Stuben und machte das Bett für Herrn Meyer. So hatte sich manches in Bernis Leben verändert.

Frau Becker ist krank

Frau Becker ging es gar nicht gut. Sie war nicht eigentlich krank, aber sie war auch nicht recht gesund. Alle paar Wochen ging sie zum Arzt, doch der zuckte die Achseln und wußte auch wohl nicht recht, was er sagen sollte.

Im letzten Frühjahr war es besonders schlimm. Frau Becker hatte im März, als ein eisiger Ostwind durch die Straßen fegte, daß Staub und Papier hoch aufflogen, ein schweres Paket Wäsche forttragen müssen, und da mochte sie sich wohl erkältet haben. Am Abend hatte sie Fieber und konnte am folgenden Morgen nicht aufstehen. Sie mußte im Bett bleiben und durfte 14 Tage lang kein Glied rühren. Emmy pflegte sie. Die gute Emmy! Ja, wenn die nicht gewesen wäre! — Sie paßte aufs Geschäft, als wenn es ihr eigenes wäre, und brachte doch die meiste Zeit nähernd am Bette der Kranken zu. Sie kochte sogar für Berni. Und wenn es auch immer nur was ganz Einfaches war, was so zwischendurch auf dem Herde fertig wurde, es schmeckte Berni immer gut und Frau Becker sparte viel Geld dadurch. Des Nachmittags freilich, wenn Berni aus der Schule gekommen

war, mußte er bei seiner Mutter bleiben und ihr Handreichungen tun, dann saß Emmy wieder an der Nähmaschine und ratterte, daß der ganze Laden zitterte.

Nach 14 Tagen endlich konnte Frau Becker wieder zum ersten Male ein Stündchen auf sein, aber es bekam ihr nicht besonders gut. Sie fühlte sich so schwach und schwindelig, daß sie froh war, als sie wieder ins Bett gepackt wurde.

Und trotzdem war es eine große Freude für Berni, als er am Mittage seine Mutter auf dem Sofa liegend fand, statt im Bette.

Allmählich wurde es ja besser, aber es ging so langsam, daß auch der Arzt gar nicht zufrieden war. Wochenlang konnte Frau Becker kaum von der Stube allein in den Laden kommen. An Arbeit war nicht zu denken. Sie saß untätig auf dem Stuhle oder kramte ein wenig in der Küche herum, wurde rasch müde und blieb hinfällig und schwach.

So wurde es Mai und die ersten warmen Tage kamen. „Ja, liebe Frau Becker, das geht wirklich nicht so weiter!“ sagte der Arzt eines Tages, „Sie müssen mal ganz energisch was für Ihre Gesundheit tun.“

„Du lieber Gott, Herr Doktor, was meinen Sie denn, was ich tun soll?“

„Sie müssen fort aus der Stadt. — Die Hitze hier ist gar nichts für Sie. Am liebsten schicke ich Sie an die See.“

Wie sollte sie das wohl machen, was glaubte überhaupt der Doktor! — sie war doch keine reiche Frau, die einfach nur bestimmen konnte, wohin sie reisen wollte. — — — Und überhaupt, das ging ja des Geschäftes wegen schon gar nicht.

Als Frau Becker nach Hause kam und Emmy erzählte, was der Arzt gesagt habe, meinte die, ach, das hülfte sich ganz gut, das Geschäft wollte Emmy wohl solange allein versorgen. Aber so leicht war Frau Becker nicht überzeugt und schließlich mochte sie nichts mehr von der ganzen Sache hören. Es ging nun einmal nicht. Freilich, das Geschäft war bisher gut gegangen und Frau Becker hatte in den letzten Jahren viel mehr verdient als früher, wo sie noch ausging zum Flicker und Reinmachen. Auch ein Sparkastenbuch mit ein paar hundert Mark bewahrte sie in ihrer Kommode auf, aber dieses Geld wollte und wollte sie nicht angreifen.

Emmys Verlobung

Nach einigen Tagen — es war ein Sonntag und das Geschäft blieb geschlossen — brachte die Post für Frau Becker einen offenen Brief. Er enthielt nur eine einfache weiße Karte, doch kaum hatte Frau Becker gelesen, was darauf stand, da rief sie: „Nein, sowas! — Das ist ja gar nicht zu glauben! — Und kein Wort hat mir das Mädchen vorher davon gesagt!“ — „Mutter, was ist denn?“ fragte Verni. „Denk dir mal, Kind, unsere Emmy will sich verheiraten! Ihr Bräutigam ist Steuermann. — Dann müssen wir heute nachmittag wohl selbst hingehen und dem Brautpaar gratulieren.“

„D, das ist fein, Mutter! — Ja, laß uns hingehn. Kauffst du auch eine Blume für Emmy?“ — „Ach, eine Blume? — Nein, ich denke, sie wird sich über was Praktisches mehr freuen. Emmy ist ja eine Waise und hat wohl noch nicht viel für ihre Aussteuer beisammen.“

Am Nachmittage fuhr Frau Becker mit Verni zur Querenstraße Nr. 3. Dort wohnte Emmy bei ihrer Tante.

Ach war das hübsch und lustig, als sie eintraten! Das Brautpaar saß auf dem Sofa. „Nein, Emmy, eine solche Überraschung! — Und mir kein Wort vorher davon zu sagen!“ rief Frau Becker, nachdem sie beiden herzlich gratuliert hatte. Emmy aber faßte Frau Becker um und lachte und sprach: „Ich hab' mir's ja gedacht, daß Sie am meisten überrascht sein würden! — Nun seien Sie man nicht böse, Frau Becker, ich mag so gerne andere überraschen, und mein Bräutigam ist auch kein Freund davon, daß vorher so viel erzählt wird.“ —

„Sie bekommen eine gute Frau, Herr Sandreuther,“ wandte sich Frau Becker an den Bräutigam, „und eine tüchtige Hausfrau. — — Ja, ja, Emmy, das kann ich verantworten, wenn ich das sage“, setzte sie hinzu, als sie bemerkte, daß Emmy über das Lob ganz rot wurde.

Herr Sandreuther, der Bräutigam, sah seine Braut glücklich an und nickte Frau Becker freundlich zu.

Dann setzten sich alle an den Tisch. Anderer Besuch war noch nicht gekommen, nur Emmys Freundin, Dora, war schon da. Die besorgte den Kaffee und bot Kuchen herum.

Spät am Abend erst kam Frau Becker mit Verni wieder heim.

Wieder eine Überraschung

Nach einigen Tagen kam Emmys Bräutigam zu Frau Becker abends einmal zu Besuch. Emmy war gleich vom Geschäft aus dageblieben, nachdem der Laden geschlossen war.

Herr Sandreuther stammte von Wangeroo, der einzigen zum Großherzogtum Oldenburg gehörigen kleinen ostfriesischen Insel. Sein Vater, sein Großvater und sein Urgroßvater — alle waren sie Seeleute gewesen, und so war er auch seit seinem 14. Lebensjahre zur See gefahren. Zuerst hatte er ein paar Reisen als Schiffsjunge gemacht, dann als Matrose, und nun war er seit 14 Tagen Steuermann geworden.

Beim Abendbrot erzählte Herr Sandreuther von seiner Heimat Wangeroo und wie schön es dort sei, und wie gesund und kräftig die Luft. „Das wäre auch was für Sie, Frau Becker“, meinte er. „Ich habe gehört, daß der Arzt Sie an die See schicken will. Sie sollten doch nach Wangeroo gehen. Das ist die schönste von allen Inseln an unserer Küste.“ „Ja,“ entgegnete Frau Becker, „aber in solchem Seebade ist es doch sehr teuer. Das kann ich gar nicht bezahlen.“ — „Ach, auf Wangeroo leben Sie ganz billig. Sie können sich ja bei meinen Eltern einquartieren. Verni nehmen Sie mit und Emmy kann währenddessen ganz gut das Geschäft führen.“

„Ich weiß es wohl,“ erwiderte Frau Becker, „daß ich mich auf Emmy verlassen kann. Sie sorgt für alles und denkt an alles, aber — — — ich möchte doch nicht gern das bißchen Geld wieder aufzehren, was ich mir so mühsam gespart habe. Und wenn ich nun gar noch kränker werden sollte, statt besser!“ —

„So müssen Sie nicht denken, Frau Becker! — Im Gegenteil, Sie kommen sicher viel gesünder wieder zurück und dann, wenn Sie kräftig geworden sind, bringt sich das alles wieder ein, was Sie jetzt mehr ausgeben.“

Frau Becker blickte nachdenklich vor sich hin.

„Hätten Sie nicht Lust Ihr Geschäft zu verkaufen?“ fragte Herr Sandreuther plöblich.

Frau Becker sah ihn überrascht an. Emmy lächelte still vor sich hin. „Ich hätte nämlich wohl Lust, Ihnen Ihr Geschäft abzukaufen, wenn Sie nicht zuviel dafür verlangen. — Wenn Sie von der See zurückkommen, können Sie ja leicht in einer anderen Gegend der Stadt ein neues Geschäft anfangen.“

„An eine solche Möglichkeit habe ich noch gar nicht gedacht,“ sagte Frau Becker nach langem Besinnen, „ich — — ich weiß nicht — — ich will mir es aber gern mal überlegen.“

Es wurde noch lange hin und her überlegt, ob Frau Becker das Geschäft an Herrn Sandreuther verkaufen sollte. Der wollte ihr 500 Mark gleich anzahlen, und der Rest des Kaufgeldes sollte bezahlt werden, wenn die Hochzeit war. Und die sollte schon in drei Monaten sein! — Noch eine Reise wollte Herr Sandreuther machen. Sein Schiff, der Dampfer „Drinoko“, fuhr schon nach acht Tagen nach Jamaika. Wenn er von der Reise zurück war, sollte gleich die Hochzeit sein.

Das war ein wichtiger Tag für Frau Becker und Berni, und lange, nachdem schon Emmy und ihr Bräutigam fortgegangen waren, saß Frau Becker noch mit Berni in der Stube und überlegte und bedachte ihre Zukunft.

Reisevorbereitungen

Frau Becker hatte sich doch entschlossen, ihr Geschäft zu verkaufen. Warum sollte sie es auch nicht tun! Freilich hatte das Geschäft eine gute, feste Kundschaft, aber sie durfte hoffen, wenn sie irgendwo anders in der Stadt ein neues Geschäft eröffnete, daß sie dann auch bald wieder gut zu tun haben würde. So kam der Verkauf nun zustande. Und sie wollte die 500 Mark, die Herr Sandreuther ihr gleich ausbezahlt hatte, zum Teil für eine lange Erholungsreise an der See für sich und Berni verwenden.

Berni mußte sich vor Freude gar nicht zu fassen. Alle Kinder in der Straße wußten es auch schon, daß er mit seiner Mutter bald nach Wangerooß reiste. Er erzählte ihnen Schauer geschichten, wie wild das Meer sei und was für Gefahren es beim Baden in dem wilden Wasser auszuhalten gibt, und jedem versprach er Muscheln und Seesterne säckeweise.

Herr Sandreuther hatte an seine alten Eltern geschrieben und angefragt, ob sie noch ein Zimmer für Frau Becker und ihren Kleinen frei hätten. Ja, schrieb ihm sein Vater wieder, aber Frau Becker möchte doch bald kommen, noch ehe die großen Ferien anfangen, denn dann hätten sie sicher alle Stuben voll besetzt.

Nun hieß es also keine lange Zeit mehr verlieren. Berni bekam einen Brief an seinen Lehrer mit, worin Frau Becker bat, ihren

Jungen bis zu den großen Ferien zu beurlauben. Sie erzählte in dem Briefe, daß sie zur Erholung von dem Arzte an die See geschickt würde und niemand hätte, der dann für ihren Verni sorgen könnte. So mußte sie ihn wohl mitnehmen.

Der Lehrer schrieb ihr sehr freundlich wieder und gab Berni bis nach den großen Ferien frei.

Als Berni nach Hause kam, rief er: „Mutter, hier ist ein Brief von unserem Lehrer. Ich darf mit. — Er war überhaupt ganz nett heute. In der Geographiestunde hat er uns nur von der Nordsee erzählt. Herr Buschmann ist auch schon an der Nordsee gewesen, auf Nordörney. Davon hat er uns erzählt und wie er in der See gebadet hat und wie ihn die Wellen immer umgeworfen haben. O, wenn wir man erst da wären, ich freu mich noch tot! Und Herr Buschmann hat gesagt: Ich sollte ihm doch auch Muscheln mitbringen und getrocknete Seesterne für die Schule und was man da sonst noch finden kann. Das will ich auch tun. Und die andern Kinder haben mir alle Adieu gesagt, und Herr Buschmann sagte, ich sollte auch mal einen Brief schreiben, und ein Bild malen, wie es da aussieht. Das will ich auch wohl. Darf ich meinen Tuschkasten mitnehmen?“

„Das kannst du gerne tun,“ antwortete die Mutter, die den kurzen Brief aus der Schule schon gelesen hatte.

Am Nachmittag ging die Mutter mit Berni in die Stadt. Sie wollte noch für die Reise verschiedenes einkaufen. Berni bekam ein paar neue Sandalen und eine gestrickte Jacke, und dann kaufte die Mutter noch einen großen Reisekorb und ein paar dicke Badehandtücher und eine Badelappe. Als sie heimkamen, wurde der große Reisekorb gepackt. Kleider und Wäsche und Strümpfe holte die Mutter aus ihrem Schranke, und Emmy half alles glatt und schön aufeinanderlegen.

Aber auch ein großes Stück geräucherter Schinken und Rüsse und ein paar Würste packte Emmy mit hinein, denn Herr Sandreuther hatte Frau Becker geraten, für Morgen- und Abendbrot selbst zu sorgen, sonst würde ihr die Reise sehr teuer kommen.

„Berni, du könntest eigentlich schnell noch eben ein paar Reihen an Onkel Karl und Tante Bertha schreiben. Die werden sich wundern, daß wir in den Sommerferien gar nicht zu ihnen kommen. Sie wissen ja noch von nichts. Und Fann und Lina werden auch traurig sein, daß du in den Ferien nicht mit ihnen spielst.“

„O ja!“ rief Berni, „das will ich noch schnell tun.“ Er nahm Tinte und Briefpapier und schrieb:

Lieber Onkel Karl! Liebe Tante Bertha!

Denkt Euch mal, wir reisen morgen früh um 7 Uhr an die See, wo das große Wasser ist und haushohe Wellen sind. Mutter ist immer noch krank und der Arzt sagt, sie solle in eine andere Luft. Deshalb kann ich auch in den Ferien nicht zu Euch kommen. Das tut mir furchtbar leid. Ich wäre so gern wieder bei Euch gewesen, aber noch mehr freue ich mich, daß ich mit Mutter nach Wangerooog darf. Tann und Lina brauchen aber nicht zu weinen, ich komme ja im nächsten Jahre wieder. Von Wangerooog wollen wir Euch auch eine Karte schicken, und ich schreibe Euch dann, wie es da ist, und ob es da so wunderschön ist, wie Herr Sandreuther uns gesagt hat. Ich schicke Euch auch Seesterne und Muscheln, soviel Ihr nur haben wollt. Mutter hat noch zu viel mit dem Packen zu tun, sonst hätte sie Euch auch noch geschrieben.

Kommt Ihr nicht zum Herbst zum Freimarkt hierher? Dann will ich Euch alles erzählen, wie es an der See gewesen ist.

Viele Grüße auch von Mutter an Euch Alle

Euer Euch innig liebender
Berni Becker.

Den Brief trug Berni, nachdem ihn seine Mutter gelesen und schnell noch einen Gruß darunter geschrieben hatte, zur Post. Er war sicher noch früher in Heiddorf, als Berni auf Wangerooog.

Endlich war alles besorgt und in Ordnung. Der Koffer war von den Gepäckträgern schon abgeholt worden und zum Bahnhof gebracht. Berni mußte heute besonders früh ins Bett, weil er morgen schon um 6 Uhr aufstehen mußte, aber er konnte und konnte nicht einschlafen. Er wühlte im Bette herum und dachte immer: „Ach, wenn es doch erst morgen wäre.“ Endlich schlief er ein und die ganze Nacht träumte ihm von der See und von haushohen Wellen, und von einem untergehenden Schiffe, und Berni selbst war mit seiner Mutter auch auf dem Schiffe, und gerade, wie das Schiff untergehen wollte und er vor Angst laut rufen wollte und doch keinen Ton hervorbringen konnte, da trat die Mutter an sein Bett und sprach: „So, Kind, nun mußt du wohl aufstehen, es hat eben sechs geschlagen.“

Berni konnte sich zuerst gar nicht besinnen. Der gräßliche Traum saß ihm noch im Kopfe. Er blickte ganz verwirrt seine

Mutter an und fragte: „Ja, sind wir denn nicht untergegangen?“ — Da lächelte die Mutter und sprach: „Nein, Gott sei Dank nicht! — Du scheinst ja schlecht geträumt zu haben.“

Da merkte Berni auch, daß es nur ein Traum gewesen, der ihn geängstigt hatte. Er sprang fröhlich aus dem Bette und zog seinen Sonntagsanzug an und die neuen Sandalen und freute sich über den herrlichen blanken Sonnenschein, der ins Fenster hereinlachte.

Die Bahnfahrt

Emmy war auch schon gleich nach 6 Uhr gekommen. Die Mutter hatte schnell noch ein paar Tassen Milch heiß gemacht und Brötchen geschmiert. Nun saßen sie alle um den Tisch herum und frühstückten noch rasch. Nur Berni konnte vor Ungeduld nichts essen. Er wickelte sich sein Brötchen ein und steckte es in die Tasche. Frau Becker schloß alles gut ab, ließ die Kouleau herunter und dann ging's fort zum Bahnhof.

Ach, was war das für ein wunderschöner Tag heute. Die Sonne strahlte so warm und freundlich vom Himmel herunter und spiegelte sich in den tausend Fensterscheiben der Häuser.

So still war die Straße und so feierlich sah alles aus. Berni wurde ganz sonderbar zu Mute, als er die Schritte ordentlich von dem sauberen Pflaster widerhallen hörte. Die ersten Elektrischen sausten an ihnen vorüber, aber es saßen auch nur wenig Menschen darin. Aus einem der feinen Häuser mit den großen Vorgärten trat ein alter, weißbärtiger Herr mit seinem Hunde. Der wollte gewiß seinen Morgenpaziergang machen. Der große Jagdhund mußte sich auch vor Freude nicht zu lassen, er jagte hin und her, schreckte eine Kage wie toll durch ein Kellerfenster und kam dann mit lang heraushängender Zunge wieder zu seinem Herrn zurückgelaufen. Emmy trug die schwere Reisetasche, in welche die Mutter noch Frühstück und Kleinigkeiten hineingepackt hatte.

Da fuhr im schlanken Trabe eine Droschke an ihnen vorbei. Eine Dame und zwei kleine Mädchen saßen darin und bei dem Kutscher auf dem Bock lag ein mächtiger Lederkoffer. „Die wollen auch verreisen wie wir!“ jubelte Berni, „ob die auch wohl nach Wangerooog fahren?“ „Das kann wohl sein,“ meinte die Mutter, und sie gingen etwas schneller, um ja rechtzeitig da zu sein.

Als sie zum Bahnhof kamen, nahm die Mutter zwei Fahrkarten gleich bis Wangeroo.

Sie verabschiedeten sich nun von Emmy, und Frau Becker gab ihr noch gute Ratschläge wegen des Geschäfts, aber Berni drängte: „Komm, Mutter, sonst wird's zu spät.“

Dann saßen sie im Zuge. Sie hatten ein ganz leeres Abteil für sich. Emmy war gleich wieder zum Laden zurückgegangen, denn um 7 Uhr wurde das Geschäft geöffnet.

„Ob unser Reiseforb auch wohl mitgekommen ist?“ fragte die Mutter besorgt. „Ja, ich habe ihn gesehen. Er ist vorn im ersten Gepäckwagen,“ rief Berni.

Da fuhr der Zug auch schon ab. Berni öffnete das Fenster, um hinauszusehen zu können.

„D, Mutter, wie ist das Reisen doch schön! — Ich möchte immer und immer reisen. — Guck mal, da gehen schon ein paar Schulkinder. Wo wollen die denn so früh hin?“ —

Der Zug fuhr hinter den Häusern der Straßen entlang. Sie konnten überall in geöffnete Fenster blicken. Andere Fenster waren noch dicht verhangen. Dann ging's über die Eisenbahnbrücke, die über die Weser führt.

„Schau mal, Mutter, schau mal!“ rief Berni seiner Mutter zu, die still auf ihrem Plage saß und im Fahrplan las. Tief unter ihnen floß die Weser dahin, in der Ferne qualmte ein Dampfschiff, das zog ein paar schwer beladene Bockschiffe stromauf. Dicht unter der Brücke ruderten Männer in einem Kahne, die wollten sicher zum Fischen gehen, denn sie hatten Angelzeug im Boote liegen. Arbeiter, mit ihren Blechflaschen und ihren bunten Taschentüchern, worin sie ihr Frühstück zusammengeknotet hatten, marschierten in schweren Schritten den Fußweg der Eisenbahnbrücke entlang.

So kamen sie zum andern Ufer der Weser, aber da hielt auch schon der Zug. „Bremen-Neustadt!“ hörten sie den Schaffner rufen. Und weiter ging's. Nun bekam der Schnellzug erst seine richtige Geschwindigkeit. Felder, Gehölze, Arbeiterwohnungen, weite Viehweiden, alles flog nur so an ihnen vorbei. Die Telegraphendrähte rutschten am Fenster auf und nieder, auf und nieder. Ein paar Störche flogen von einem nahen Strohdache auf und verschwanden hinter einem dichten Weidengebüsch. Dann kam Heide, krause braune Heide, die das weite Land bedeckte. Alle

Augenblicke kam ein Bahnübergang, dann konnte Berni eine Sekunde lang eine schattige Chaussee oder einen ausgefahrenen Landweg entlang blicken. Plötzlich hielt der Zug wieder. „Delmenhorst!“ tönte es von draußen. „D, hier ist Delmenhorst! — Weißt du, Mutter, dahin haben wir im vorigen Jahre einen Ausflug gemacht mit unserem Lehrer. Hier ist der Tiergarten. Da war es schön! Was haben wir für Spaß gehabt!“ Die Mutter nickte. Nur eine Minute hielt der Zug, dann ging's schon weiter.

Und wieder wechselten Wälder und Felder, Heide und Moor, Dörfer und Bahnhöfe miteinander. An den meisten Stationen hielt der Zug nicht. Berni stand immer am Fenster und blickte in die sonnige Gegend hinaus und konnte sich gar nicht satt sehen an all den wechselnden Bildern, die seine Augen schauten. Nein, eine solch lange Reise hatte er noch nie gemacht. Und immer ging's noch weiter und weiter. Das war doch etwas anderes als die kurze Reise nach Heiddorf.

Nun meldete sich auch der Hunger bei ihm. Er aß sein Frühstück, und die Mutter gab ihm aus einer Reiseflasche Himbeerswasser dazu zu trinken.

Erst in Oldenburg hielt der Zug eine kurze Zeit, dann fuhr er weiter nach Sande und von dort nach Fever.

Die Heide war jetzt ganz verschwunden, denn das ganze Land war hier fetter Marschboden. Viehweiden an Viehweiden, soweit das Auge blicken konnte. Nun fing es an, auch für Berni langweilig zu werden. Er saß still auf seinem Plage.

„Jetzt sind wir schon in der Nähe vom Meere,“ sagte seine Mutter. „In Sande zweigt die Bahn nach Wilhelmshaven ab.“ Berni sprang gleich wieder auf und sah zum Fenster hinaus, aber er konnte noch nichts von dem Meere sehen.

„Mutter, was sind das für Vögel, die da fliegen und so über Kopf schießen in der Luft?“

„Das sind Kiebitze“, antwortete ihm die Mutter. „Die gibt's hier viel.“

Hinter Fever wurde es immer langweiliger, und Berni fing schon an müde zu werden. Er lehnte sich an seine Mutter und schloß die Augen.

Er mußte wohl richtig eingeschlafen sein, denn plötzlich hielt der Zug und die Mutter sprach: „So, mein Kind, nun sind wir in Carolinensiel und jetzt kommt gleich das Meer.“

Nun sprang Verni auf, erblickte aber wieder noch nichts von dem weiten Wasser. „Hab nur Geduld,“ sagte die Mutter lächelnd, „hier ist eine halbe Stunde Aufenthalt. Komm, wir wollen ein paar Schritte gehen, man wird ganz steif von dem vielen Eiszen und Schütteln.“

Sie gingen bis an den kleinen Bahnhof und spazierten dann am Zuge entlang.

„Tsch — äh! — Tsch — äh!“ tönte es da plötzlich über ihren Köpfen. Beide sahen empor und erblickten ein paar schneeweisse Möwen, die mit eleganten Flügelschlägen über ihre Köpfe dahinschwebten. „Sieh, das sind die ersten Anzeichen des Meeres,“ sprach die Mutter, „aber die hast du gewiß auch schon an der Weser in Bremen gesehen?“ —

„Ja, gesehen habe ich solche Vögel schon, aber ihr Schreien habe ich noch nicht gehört.“ Er sah den schlanken Tieren, die immer wieder über ihre Köpfe dahinschossen, lange nach.

Es war ein warmer Tag heute. Die Sonne schien heiß und es wehte kein Lüftchen. Als sie an den Fenstern des Wartesaales vorbeingingen, sahen sie drinnen an einem Tisch eine Dame und zwei kleine weißgekleidete Mädchen sitzen. „Sieh,“ sagte Verni, „die sind auch aus Bremen. Weist du, Mutter, das ist die Dame, die heute früh in der Droschke an uns vorbeifuhr.“ „Das kann wohl sein,“ antwortete die Mutter, „vielleicht wollen die auch nach Wangerooq wie wir.“

Langsam ging die Zeit hin, da trat auf einmal der Schaffner aus dem Bahnhof und rief: „Einsteigen!“ Schnell kletterten Frau Becker und Verni wieder in den Zug und dieser fuhr langsam davon. Nun kam das letzte und kleinste Stück der Eisenbahnfahrt.

„Jetzt muß aber gleich das Meer zu sehen sein,“ sagte die Mutter und trat an das Fenster. Richtig, ganz in der Ferne erschien ein glänzender, schwacher Streifen, ein hoher Deich lag noch davor, der ihnen die Aussicht versperrte. Und als der Zug den erst hinter sich hatte, da lag das endlose Watt vor ihnen.

Der Zug aber fuhr eine lange Landungsbrücke entlang, ganz langsam und vorsichtig, und an der Landungsbrücke lag ein Dampfer. Seite an Seite mit diesem stand der Zug dann endlich still.

Die Fahrt mit dem Dampfer

Verni ging gleich mit seiner Mutter ganz nach vorn an die Spitze des Schiffes, und blickte auf das Watt hinaus. „Mutter,“ sprach er, „ich habe mir doch die See ganz anders gedacht. Hier sind ja gar keine Wellen.“ „Heute ist auch ein ganz stiller Tag, mußst du bedenken. Da können ja auch keine Wellen sein.“ „Unser Lehrer hat uns aber gesagt, auf dem Meere wären immer Wellen und hier ist das Wasser doch ganz glatt. — Weist du noch, heute morgen, als wir über die Brücke fuhren, da waren auf der Weser ja mehr Wellen als hier.“

„Kind, da ist ja auch im Wasser viel Strom.“

Das verstand Verni nicht ganz.

Inzwischen hatte sich der Dampfer in Bewegung gesetzt. Die Landungsbrücke mit dem Eisenbahnzuge lag schon weit hinter ihnen. Verni hätte auffauchen mögen vor lauter Vergnügen und Freude. Er drückte alle Augenblicke seiner Mutter die Hand und fragte leise: „Merkst du schon, Mutter, daß es dir besser geht?“ Die Mutter lächelte und drückte seine kleine Hand wieder, aber in ihren Augen war ein sanfter, heller Freudenschein, als sie unverwandt hinausblickte auf die weite, spiegelglatte, grüne Wasserfläche.

Ganz in der Ferne sahen sie draußen auf dem Meere zwei flache, grünlichweiße Landstriche liegen. Auf jedem waren einige Häuschen und ein paar Türme zu sehen. Es waren die Inseln Wangerooq und Spiekeroog.

Gerade auf Wangerooq, das rechts liegt, fuhr der Dampfer zu.

Der Steuermann kam und knipfte die Fahrkarten.

„Bist auch hungrig, Verni?“ fragte die Mutter, „wir haben noch so viele Brötchen in der Reisetasche.“ — „Ja, ich mag jetzt wohl schon wieder was.“ Die Mutter gab ihm zwei Brötchen und er biß tapfer hinein.

„Sieh nur die Möwen!“ rief Verni. „Sie fliegen immer mit uns. Von Carolinensiel her sind sie uns immer gefolgt.“

Sie freuten sich beide über die Möwen, die um das Schiff kreisten. Ihr schneeweisses Gefieder glänzte im Sonnenschein. Verni konnte sogar, wenn eine nahe vorüberflog, die scharfen, schwarzen Augen und den langen, hakenförmigen, gelben Schnabel der Tiere erkennen.

Da trat aus der Schiffslücke ein Dienstmädchen. Das trug einen kleinen Eimer voll Küchenabfall. Brötstücke, Kartoffelschalen und auch kalt gewordene gekochte Kartoffeln waren dazwischen. Es schüttete einfach alles über Bord.

Raum hatte das eine der Möwen gesehen, fing sie oben in der Luft laut an zu schreien, zehn andere Möwen schrien ebenfalls, und aus der hohen blauen Luft herunter stürzten und flogen alle herbei und schossen auf die schwimmenden Küchenabfälle zu und verschlangen sie. Berni lief ganz bis an das hintere Ende des Schiffes und sah die Möwen, die wohl sehr hungrig sein mochten, sich um die schwimmenden Bissen zanken.

Schnell war alles verzehrt und das Schiff schon weit voraus gefahren, da erhoben sich die Möwen rasch von dem Meere und eilten dem dahinfahrenden Dampfer nach. Nach wenigen Minuten hatten sie das Schiff eingeholt und äugten wieder von oben herab, ob nicht neues Futter über Bord geworfen würde.

„Sie sind gewiß noch sehr hungrig“, sprach die Mutter und schaute zu einer Möwe empor, die hoch über der Schiffsspitze dahinflog.

Die Mutter brach ein Stücklein von dem Brötchen ab und warf es hoch in die Luft. Wie ein Pfeil schoß die Möwe herab, packte im Fluge das Brötstück, verschlang es schnell und begleitete das Schiff weiter.

Berni hatte so etwas noch nicht gesehen. „Mutter, die kann aber schnappen! Die macht es ja besser als ein Hund!“ rief er verwundert. „Bitte, Mutter, noch einmal!“

Und nun warfen sie abwechselnd den hungrigen Tieren kleine Brocken zu, die immer wieder die Spitze des Dampfers umkreisten und jeden Bissen gierig im Fluge auffingen.

Und als Berni ein großes Stück von seinem Brötchen, das das letzte sein sollte, mit weit ausgestrecktem Arm über Bord hielt, da wagte sich eines der Tiere sogar heran und schnappte ihm im Fluge den Bissen aus der Hand, ließ sich in der Nähe des Schiffes auf dem Wasser nieder und verschlang es.

So begleiteten die Möwen den Dampfer ganz über das Watt.

Die Insel Wangeroog aber, auf welche sie zufuhren, tauchte immer klarer und fester aus dem Meere herauf. Man konnte schon jedes Haus und jede Düne unterscheiden.

„Mutter, da sind ja Berge auf der Insel!“ rief Berni. „Guck doch mal, wie schön das da ist!“

Auch den Leuchtturm konnten sie jetzt gut erkennen. Und einige größere Segelboote, die mitten auf dem Wasser vor der Insel lagen.

Plötzlich tutete die Dampfpeife des Schiffes, es fuhr langsamer und langsamer und lag schon nach wenigen Augenblicken ganz still.

Da sahen sie, daß ein großes Ruderboot auf den Dampfer zugefahren kam. Es legte an der Seite des Schiffes an. Ein paar Matrosen warfen Laue herab, die Schiffstreppe wurde herabgelassen, und alle, die nach Wangeroog hinüber wollten, mußten nun aussteigen.

Wer heute nach Wangeroog reist, der hat es freilich bequemer. Seit einigen Jahren kann der Dampfer bis ganz an den weiten Anlegesteg, der von der Insel ins Watt hinausgebaut ist, heranfahren; damals aber, als Berni mit seiner Mutter hinüberfuhr, gab es das noch nicht, und die Menschen wurden vom Dampfer durch ein Ruderboot abgeholt. Der große Reisekorb wurde auch hinuntergebracht. Berni und seine Mutter waren die einzigen, die nach Wangeroog fuhren, alle anderen Passagiere aber blieben auf dem Dampfer, der nun auch noch nach der nächsten Insel, nach Spiekeroog, hinüberfahren sollte.

Raum saßen sie, da wurden auch schon wieder die Laue gelöst, die Schiffstreppe wieder emporgezogen und das Ruderboot stieß ab und fuhr gerade auf die Insel zu.

Der Dampfer aber drehte sich langsam auf dem Wasser herum und dampfte dann davon.

Nach zehn Minuten Fahrt waren sie der Insel so nahe gekommen, daß das Boot mit dem Kiel in dem flachen Wasser schon auf Grund stieß.

Einer der Schiffer, die alle weit über die Knie reichende Wasserstiefel trugen, kletterte über den Schiffstrand und stand nun in dem flachen Wasser. Er nahm Berni auf den Arm und trug ihn durch das Wasser ans Land. Ein anderer hatte Bernis Mutter auf den Arm genommen, ein dritter schleppte den schweren Reisekorb.

Das war ein Spaß! Berni sah lachend seine Mutter an, und die lachte auch und hatte rote Backen bekommen.

„So, da wären wir endlich wieder auf dem Lande,“ sagte die Mutter und schritt mit Berni einen mit roten Steinen gepflasterten Weg hinauf, den Häusern zu.

„Wir wollen zu Sandreuthers,“ sagte die Mutter zu dem Schiffer, der ihnen ihren Reiseforb auf der Schulter nachtrug.

„Ja, kommen Sie nur mit, ich weiß Bescheid,“ antwortete der Mann und trug den Korb vor ihnen her.

Bei Sandreuthers

So kamen sie ins Dorf. Die Fahrstraße war breit und ungepflastert. Bis über die Knöchel sank man in den feinen, weißen Sand hinein, und man war froh, wenn man endlich den schmaleren Fußweg erreicht hatte, der mit roten Steinen gepflastert war. Die Häuser waren alle klein und niedrig, aber zeigten auch alle saubere Gardinen an den Fenstern und Blumen hinter den Scheiben. Vor jedem Hause lag ein kleines Vorgärtchen mit einer Bank oder einer Laube oder einer bunten geräumigen Veranda.

Vor einem dieser Häuser stand ein hochgewachsener Mann mit blauen Augen und hellblondem Haar, das schon hier und da weiße Strähnen zeigte. Die sah man aber nur, wenn man genau hinsah. Er rauchte eine kurze Pfeife und sah den Ankommenden aufmerksam entgegen.

Es war Herr Sandreuther, der Vater von Emmys Bräutigam. Der Kofferträger schritt gerade auf das Haus zu, und Herr Sandreuther trat mit fröhlichem Gesicht an Frau Becker heran. „Sie sind gewiß unser neuer Sommergast,“ sprach er zu ihr, „ich heiße Sandreuther, meinen Sohn kennen Sie ja auch schon.“ Frau Becker nickte ihm zu und schüttelte ihm die Hand. „Und das ist gewiß Ihr Kleiner, nicht?“ fragte er dann und gab auch Berni die Hand.

Da kam über den Hausflur eine dicke, recht gemütlich aussehende Frau mit einer weißen Haube auf dem Kopfe. Sie wuschte ihre Hand eifrig an der langen blauen Schürze ab und gab Frau Becker beide Hände und sprach: „Nun kommen Sie nur gleich herein in Ihr Zimmer, liebe Frau Becker, und seien Sie uns herzlich willkommen. Sie sollen mal sehen, wie Ihnen unsere Seeluft gut tun wird.“ Damit führte sie Frau Becker über den kleinen Hausflur in die Vorderstube. „Ach, da ist ja

auch Ihr Junge,“ sprach sie dann und versuchte Berni auf den Arm zu nehmen. Er war ihr aber wohl doch schon zu groß, sie brachte ihn gar nicht vom Boden auf. Dafür streichelte sie ihm aber die Backen und faßte ihn um und hätte ihm fast einen Kuß gegeben.

Berni war ein bißchen verwundert darüber, daß die fremde Frau gleich so nett zu ihm war. Er sah ihr prüfend ins Gesicht, aber sie gefiel ihm trotzdem.

Frau Becker hatte indes dem Kofferträger ein Dankgeld gegeben und legte nun ihren Hut und ihr Tuch ab.

„Machen Sie es sich nur recht bequem, Frau Becker! — Wir haben Ihnen unsere größte Stube gegeben, die wir im Hause haben. Hoffentlich bleiben Sie recht lange bei uns.“

Damit nickte sie Frau Becker und Berni noch einmal freundlich zu und verschwand dann.

In der neuen Stube

Nun standen sie beide in der neuen Stube und sahen sich nach allen Seiten darin um. Berni ging zu der Kommode, die zwischen den beiden Fenstern der Stube stand und schaute und schaute und sagte gar nichts. Die Mutter aber betrachtete aufmerksam und prüfend die Möbel. Ein Sofa und Tisch und einige Stühle und ein großes Bett für Frau Becker und ein kleiner Waschtisch waren da. Dicht hinter der Lüre stand eine kleine Bettstelle, darin sollte Berni schlafen, und daneben stand ein Kleiderschrank. Und dann kam in der anderen Ecke der Stube ein Eckschrank.

Nun das ist ja alles ganz nett und völlig ausreichend. Mehr brauchen wir ja auch nicht, dachte Frau Becker. Da rief Berni von der Kommode her: „Mutter, Mutter, nun komme doch bloß mal und sieh, was hier alles ist.“ Die Mutter trat heran. Auf der Kommode lag eine weiße gehäkelte Decke und darauf lagen wohl über 30 große bunte Muscheln von prachtvollen Farben und sonderbaren Formen. „Mutter, alle kochen!“ sagte Berni, und hielt eine Muschel nach der andern an das Ohr. „D, wie fein! — Die möchte ich wohl alle haben. Gibt es hier solche Muscheln in der See?“

Das wußte die Mutter auch nicht. Zufällig blickten Frau Beckers Augen nach der Stubendecke empor. „Junge,“ sprach sie, „das hast du wohl noch gar nicht gesehen?“ Sie drehte

Berni herum und nun sah er auch die große graue ausgestopfte Möwe, die an einem dünnen Faden gerade in der Mitte der Stubendecke hing.

Berni stand lange und schaute sie an und dachte immer wieder: Es ist gerade, als ob sie lebte. Und was sie für hübsche Augen hat! Und die kleinen gelben Füße sind kaum zu sehen!

Frau Becker begann alle ihre mitgebrachten Sachen in die Kommode zu legen und in den Schrank zu hängen. Was sie an Eßwaren mitgenommen, stellte sie in den kleinen Eßschrank.

Dann wollte sie Berni Gesicht und Hände waschen, die von der Eisenbahnfahrt ganz staubig geworden waren.

„Guck mal, Mutter, da unten in der Waschschüssel liegt Sand,“ sagte Berni.

Da klopfte es an die Tür und Frau Sandreuther kam herein. „Ich wollte nur mal eben sehen, ob Sie auch alle Bequemlichkeiten haben“, sprach sie.

„Frau Sandreuther, warum ist denn Sand in dem Waschwasser?“ fragte Berni sie. Da lachte die alte Frau und sprach scherzend: „Warum? — Weil wir so viel Sand hier haben, daß wir gar nicht damit hin wissen.“ — Das kam Berni wunderbar vor. Aber zu der Mutter bemerkte Frau Sandreuther: „Wir holen das Wasser aus dem Dorfbrunnen und da kommt dann von dem Grund immer ein bißchen Sand mit hinein, aber es schadet nichts beim Waschen. Das Wasser ist rein und gut. Wir trinken es ja auch.“

Nun besprach die Mutter alles Nötige mit Frau Sandreuther. Diese wollte morgens, nachmittags und abends regelmäßig kochendes Wasser für Tee und Kaffee bringen. Sie lieferte ihr auch alles Geschirr, was die beiden für ihre Mahlzeiten brauchten, und sprach dann mit ihr über das Mittagessen. Das könnte Frau Becker sich jeden Tag aus einem nahen Hotel bringen lassen.

Damit war die Mutter auch ganz zufrieden und sie bestellte für sich und Berni zwei Portionen. Ein kleines Mädchen aus der Nachbarschaft sollte jeden Mittag das Essen aus dem Hotel holen und wurde deshalb gleich von Frau Sandreuther hingeschickt.

Nach dem Strande

Nachdem das Mittagessen gebracht war und beide tüchtig gefuttert hatten, legte sich die Mutter ein halbes Stündchen auf das

Bett. Berni aber saß am Fenster und blickte auf die Dorfstraße hinaus. Auf der anderen Seite der Straße standen auch solche kleinen Häuser wie Sandreuthers Haus, und alle sahen überein aus. O, aber wie war das hier doch ganz anders als in Bremen und wieder auch ganz anders als in Heiddorf. Berni versuchte ein Fenster zu öffnen, fand aber nirgends einen Handgriff. Wie schade, dachte er, ich hätte so gern ein bißchen den Kopf zum Fenster hinausgestreckt und die Straße entlanggesehen. Da bemerkte er, daß es am unteren Rande des Fensters, dicht über der Fensterbank, stark durchzog. Und dann sah er dort einen Griff. Er zog daran und merkte, daß man den unteren Teil des Fensters hinaufschieben konnte.

Alles ist hier doch anders wie bei uns, fuhr es ihm durch den Sinn. Solche Fensteröffnungen habe ich noch nie gesehen. Nun steckte er den Kopf hinaus.

Die Straße war wie ausgestorben, so still war es draußen. Man hörte keinen Wagen rasseln, keine Menschen sprechen, nur von ganz in der Ferne klang ein eigentümliches Rauschen und Donnern, als wenn der Wind wehte und ein fernes Gewitter in der Luft war. Was mag das sein? dachte Berni. Das Rauschen hörte gar nicht auf, und wurde nicht stärker und nicht schwächer. Er verhielt sich ganz still und dachte nach, konnte aber doch nicht herauskriegen, woher diese Töne kamen.

Da wachte endlich die Mutter wieder auf. „Hör mal, was mag das für ein Donnern sein?“ fragte Berni sie. Die Mutter lauschte auch hinaus und schüttelte dann mit dem Kopfe. „Ich weiß es nicht, mein Junge, aber komm, zieh dich an, wir wollen ein wenig spazieren gehen. Der Doktor hat mir gesagt, ich sollte jeden Tag soviel als möglich draußen sein.“

Berni machte sich fix fertig und dann gingen sie hinaus.

„Na, Sie wollen wohl gleich an den Strand?“ fragte Frau Sandreuther, die draußen auf dem Hausflur stand. „Gehen Sie man hier die Straße entlang und gerade aus, die Dünen hinauf, bis zur Giftbude, dann können Sie gar nicht irren.“

So schritten sie dahin. An fünf oder sechs Häusern gingen sie vorbei und sahen dann rechts und links von der Straße frei die Dünen liegen.

Berni machte große Augen und lief von seiner Mutter fort und kletterte eine kleine Düne hinauf. Der Sand war so lose,

daß er ihm von oben in die Sandalen hineinlief. Mühsam kletterte er auf allen Bieren aufwärts und rutschte oft ein ganzes Stück wieder herab.

Die Mutter war stehen geblieben und sah ihm lächelnd zu. „Nu,“ rief Berni, „wie sticht das Gras!“

Die Dünen waren alle mit einem graugrünen langblättrigen Gras bewachsen, dessen einzelne Halme aber weit auseinander standen, so daß man überall den kahlen, weißen Sand durchblicken sah. „Helm“ nennen die Leute auf Wangeroog dieses Strandgras. Als Berni sich nach allen Seiten umsah, sah er hinter den Häusern des Dorfes bis in die fernste Ferne Düne an Düne liegen. Er kam schnell wieder herunter und stieg mit der Mutter die Straße aufwärts. Bald lag dicht vor ihnen zur linken Hand ein breites hölzernes Haus. „Gifthude“ hatte der Maler mit großen Buchstaben an die Wand geschrieben.

So waren sie also auf dem richtigen Wege. Doch kaum waren sie bis zu dem Hause gekommen, als das Donnern und Rauschen, das Berni schon daheim gehört hatte, plötzlich stärker und stärker ertönte und dann, als sie eben an dem Hause vorbei waren, sahen sie plötzlich vor sich das Meer.

Aber es war ein ganz anderes Meer als das, über welches sie heute früh mit dem Dampfer gefahren waren. Dieses Meer hatte Wellen, starke Wellen, mit weißen, schaumgekrönten Kämmen, die breit und feierlich auf das Ufer zu rollten und mit lautem Donner sich überstürzten und auf den Strand hinaufschäumten. „O, Mutter!“ rief Berni. Dann war er still und sagte gar nichts mehr. Sie blieben beide stehen und standen und schauten auf das weite Wasser hinaus immerfort, immerfort.

Ein ganz leichter Wind wehte vom Meere her zu ihnen herüber, aber den empfand selbst die Mutter, die doch zart und empfindlich war, in dem heißen Sonnenbrande nur als angenehm.

Als sie ein paar Minuten gestanden hatten, brach aber bei Berni doch die Ungeduld aus. „Komm, laß uns mal hinuntergehen,“ bat er.

Und nun lief er seiner Mutter voraus, einen mit roten Steinen gepflasterten Weg hinab. Sie konnte ihm kaum folgen. Wie sie unten angekommen waren, lag vor ihnen der breite Strand. Der bestand aus ganz feinem weißen Sand, der an einigen Stellen locker lag, daß man tief hinein sank, an anderen Stellen aber,

dicht am Wasser nämlich, wo er feucht war, war er so fest wie Steinplatten und der Fuß sank überhaupt nicht hinein. Nur, wenn man auf einem Flecke stehen blieb, war es anders.

Bis dicht an das Wasser drang Berni mit der Mutter vor und sie sahen wieder dem Spiel der Wellen zu. „Paß auf! Paß auf! — Gleich kommt wieder eine große!“ prophezeite Berni und freute sich, wenn dann auch richtig eine große Woge mit lautem Donner auf dem Sande zerschellte.

Die Flut kam. — Immer höher leckten die Wellen auf den Strand hinaus. Und Berni und Frau Becker mußten ein paar Schritte weiter zurückgehen, damit sie sich nicht nasse Füße holten.

Als Berni den Sand genauer besah, merkte er, daß er überall mit kleinen Muscheln bestreut war. Die steckten halb oder ganz im Sande. Er nahm gleich sein Taschentuch aus der Tasche und fing an, Muscheln zu sammeln. Langsam schlenderten sie an dem Strande entlang. Der war fast menschenleer. Nur in der Ferne sah Berni ein paar Jungens im Wasser patzen.

„Mutter, darf ich auch?“ fragte er und zeigte nach den Jungen. Weil es solch heißer Tag war, erlaubte die Mutter es ihm, und schnell hatte Berni Strümpfe und Sandalen seiner Mutter zum Tragen gegeben und seine kurze Hose noch höher aufgetrempelt. Vergnügt patzte er in das grüne, salzige Wasser hinein und freute sich, wenn ihm die Flut über die weißen Füße lief. Hin und wieder sah er ein paar Fischlein dicht am Ufer dahinschwimmen. Berni versuchte eins zu fangen, hatte aber gar kein Glück damit.

„Ein Dampfer! — ein Dampfer!“ rief er seiner Mutter zu und wies nach dem Horizonte hinauf. Die Mutter nickte. „Der fährt gewiß nach Amerika“, meinte sie. Der Dampfer rauchte stark aus beiden Schornsteinen und fuhr ganz glatt und ruhig dahin und verschwand dann in der Ferne. „Sind denn da hinten keine Wellen?“ fragte Berni, „man sieht ja gar nicht, daß das Schiff schaukelt.“ „Doch, Kind,“ entgegnete die Mutter, „das Schiff schaukelt gewiß auch tüchtig auf den Wellen, aber weil es so weit von hier entfernt ist, sieht man es nicht.“

Lange Zeit stand Berni und schaute wieder auf das Meer hinaus, und als er dann endlich mit der Mutter heimging zum Abendessen, da trug er eine ganze Müge voll Muscheln nach Hause und hatte rote Backen vor Freude über den schönen Tag, den er verlebt hatte.

In den Dünen

Es war wieder ein lachender Morgen, als Berni aufwachte. Das erste, was er sah, war der leise hin und her wackelnde Vorhang am Fenster. Beobachtend blickte er zur Decke hinauf. Was war denn mit der Decke, die war doch sonst nicht so niedrig gewesen? Die Stube mußte doch höher sein! Und dann blickte er um sich herum und sah andere Stühle, sah, daß sein Bett ganz anders stand als sonst, und dann — fiel es ihm auf einmal ein: Richtig, wir sind ja verreist. Ich bin auf Wangeroog mit meiner Mutter. Er hatte sich nur nicht gleich auf gestern besinnen können. Nun sprang er aus dem Bett und trat leise an das der Mutter. Die lag noch ruhig schlafend und holte tief Atem.

Vorsichtig schlich Berni wieder zurück und kroch in sein Bett. Er wollte warten, bis die Mutter aufwachte. Sie sollte ja recht viel Schlaf haben, wie der Doktor gesagt hatte.

Berni lag ganz still und — da hörte er es wieder, das Rauschen des Wassers. Ja, er hatte es sich doch ganz richtig gedacht gestern Abend vor dem Einschlafen: Das Meer rauscht immerzu und immerzu, Tag und Nacht, jahraus, jahrein.

Aber heute morgen kam es ihm gar nicht mehr so merkwürdig vor. Gleich nach dem Frühstück wollte er wieder mit der Mutter zum Strand gehen und patschen und Fische fangen und den ganzen Tag spielen.

Er blickte hinüber nach der anderen Wand, wo eine kleine Uhr tickte. Es war gerade 8 Uhr durch. O, wie war das fein! — Jetzt konnte er noch gemütlich im Bett liegen, bis seine Mutter auch aufstand, und dann tranken sie Kaffee, und dann ging er den ganzen Tag mit Mutter spazieren; und währenddessen mußten die anderen Kinder in der Schule sitzen und lesen und rechnen und schreiben.

Das machte ihm solchen Spaß, daß er laut auflachen mußte. Die Mutter erwachte, blinzelte zu ihm hinüber und fragte: „Na, Junge, wie hast du geschlafen?“ „Fein, Mutter,“ rief er, „und du?“ „Ich auch. Wie spät haben wir denn?“ „Es ist schon acht Uhr durch,“ sprach Berni. „Na, dann zieh dich nur an und sage Frau Sandreuther Guten Morgen und bestelle heißes Wasser für den Kaffee.“

Als sie beim Frühstück saßen, zappelte Berni vor Ungebuld.

So wunderschön hatte er es sich an der See doch nicht gedacht. Nun war der erste Tag schon dahin. Was hatte Berni an diesem ersten Tage nicht alles Neues gesehen. Er lag im Bette und wachte noch. Die Mutter hatte bereits die Lampe ausgelöscht und sich auch zur Ruhe gelegt. Ein klein wenig war das eine Fenster aufgezo-gen, so daß die beiden frische Luft in der Nacht hatten. Draußen war es schon dämmerig. Man hörte keinen Ton, kein Fußtritt schallte und kein Hund bellte. Nur von weither kam ein gleichmäßiges Rauschen und ganz, ganz fernes Donnern.

Das sind die großen Wellen, die auf den Sand rollen und am Ufer zerschmettern, dachte Berni und lauschte dem leisen Gesang des Meeres.

Als wollte eine Mutter ihr Kind mit sch! — sch! — einschläfern, klang es.

Als Berni so lag und auf das ferne Rauschen lauschte, kamen ihm ganz sonderbare Gedanken. Gestern Abend warst du noch in Bremen in deinem Bette, und da rauschte hier das Meer auch schon und den ganzen Tag hat es gestern gerauscht. Und die vorige Nacht durch und heute auch den ganzen Tag, und in dieser Nacht schlägt auch wieder Welle auf Welle an das Ufer und morgen ist's wieder dasselbe. — —

O, wie ist das doch merkwürdig, fuhr es ihm durch den Sinn, daß das Meer so schön und weit und so stark ist und immer die großen Wellen an das Ufer wirft, und daß so viele Kinder nichts davon wissen und gar nicht daran denken. — Es ist überhaupt so viel Merkwürdiges in der Welt, was man sich eigentlich gar nicht denken kann.

Als meine Mutter so alt war wie ich, ob damals auch schon das Meer hier am Rande der Insel rauschte? Und als meine Großmutter ein ganz kleines Mädchen war, ob es damals auch schon so war?

Und ganz, ganz früher auch? Aber es muß doch auch mal einen Anfang gegeben haben! Oder ist das immer und immer und immer so gewesen?

Das war eine Frage, über die er nicht klar werden konnte. Er bekam ordentlich heiße Backen von seiner Grübelelei und dann lauschte er wieder hinaus und hörte das ferne Gedonner. Und dann wurde das Donnern leiser und leiser, und dann — dann schlief Berni ein.

Am liebsten hätte er sein Butterbrot in die Tasche gesteckt und wäre gleich hinausgelaufen.

Endlich aber setzte die Mutter ihre Mütze auf und machte sich fertig. Aber sie ging nicht gleich zum Strand. Frau Becker wollte sich heute einmal das Dorf zuerst ansehen. Damit war sie freilich rasch fertig. Die meisten Häuser lagen ja alle um einen weiten, viereckigen Platz herum, in dessen Mitte ein Brunnen stand. Lauter niedrige Häuschen waren es mit kleinen Vorgärten und großen Veranden oder überdachten Lauben. Alle sahen sauber und frisch aus. Der breite Platz in der Mitte war mit Unkraut bewachsen. Ein paar Schafe weideten darauf. Frau Becker schritt mit Berni quer über den Dorfplatz; und dann gingen sie hinter den Häusern auf der andern Seite dahin und standen bald vor den Dünen. Das war ein schlechtes Gehen in dem weichen Sande! Berni allein kletterte mutig aufwärts und stand schon auf der Spitze des mächtigen Hügels. Auf der andern Seite fiel dieser steil ab, und der Abhang war mit losem Flugsande bedeckt. Kein Grashalm sproßte hier hervor.

Als die Mutter auch oben angekommen war, blickte sie enttäuscht nach allen Seiten umher. „Ich glaubte, man könnte von hier aus das Meer sehen!“ Suchend blickte sie sich um. Währenddessen hatte Berni sich auf den weichen Sand gesetzt, erschrak aber nicht wenig, als der plötzlich mit ihm ins Rutschen kam und er kopfüber, kopfunter den steilen Abhang hinunterrutschte. Ganz voll Sand, sprang er unten wieder auf die Füße. Der reine Sand rann ihm aus den Ärmeln und Hosenbeinen in Strömen heraus. Die Mutter hatte den Vorfall gar nicht bemerkt. Als sie sich ihm zudrehte, stand Berni lachend tief unten in einem engen Tale und rief ihr zu: „Rutsche hier lieber nicht herunter, Mutter, es geht zwar fein, aber man kriegt doch tüchtig Angst dabei!“

Die Mutter stapfte mühsam wieder die Düne zur andern Seite hinab. Sie fanden beide einen schmalen Fußpfad, der zwischen den Dünen entlang zum Strande führen mußte. Den wanderten sie dahin.

Doch der Weg nahm und nahm kein Ende und jedesmal, wenn sie glaubten, nun kommen wir endlich zum Strande, bog er wieder um eine andere Düne herum.

Ja, es war auch hier schön! Ganz wie in einem kleinen Ge-

birge war es anzusehen. Ermüdet setzten sie sich endlich am Fuße einer Düne nieder. Hübsche Blumen blühten überall zwischen den stacheligen Gräsern. Die Mutter hielt schon einen Strauß in der Hand. Baum und Buschwerk aber fehlten vollständig. Nirgendwo sah man Äste aufragen. Und alles, was wuchs, kroch ängstlich am Boden hin. Die meisten Pflanzen trieben lange Ausläufer, um überall frische Wurzeln, die ihnen Halt boten und Nahrung saugen konnten, in den mageren Boden zu senken.

Wie sie so still saßen, hörten sie deutlicher als vorhin beim Dorfe das Donnern der Wogen. „Wir müssen dicht am Strande sein,“ meinte die Mutter, „aber wo ist er nur? — hinter uns? — vor uns? — rechts? — oder links?“

Berni sprang empor und kletterte eine besonders hohe Düne hinauf. Da lag das Meer vor ihm und hinter dem Rücken der Mutter. Lange, weißgekrönte Wogen rauschten von hinten her, wo Himmel und Wasser zusammenstießen, heran und donnerten gegen den Sand der Küste.

Nach wenig Augenblicken standen beide am Strande. Berni zog sogleich seine Sandalen aus und patzte den Wogen mit aufgekämpelten Hosen entgegen.

Es war wieder einmal Flutzeit. Das Wasser stieg höher und höher und warf Muscheln, Seesterne, Krabben und vielen Seetang an den Strand. Alle Augenblicke fand Berni etwas Merkwürdiges, was er noch nie gesehen hatte, und sammelte alles in seiner Mütze, die nach einer Viertelstunde so voll war, daß nichts mehr hineinging. Dann setzten sie sich auf ein trockenes Plätzchen, und Berni machte aus Muscheln einen Gartenzaun und ein Häuschen und pflanzte kleine Stücke Algen und Seetang hinein.

Die Mutter war von dem weiten Wege doch recht ermüdet, sie streckte sich aus, ließ den Wind mit ihren Stirnhaaren spielen und sich die Sonne ins Gesicht scheinen. So ruhte sie bis zum Mittag.

Burgen bauen

Als die Mutter nachmittags wieder mit Berni zum Strand wanderte, war links am Wege zur Gistbude ein Verkaufsladen neu eröffnet. Man konnte darin schöne Muscheln und Korallen und andere merkwürdige Seetiere kaufen, aber auch Mützen,

Strandschuhe, Badezeug, lange Bambusstangen, Schaufeln und Eimer, Strandkörbe und bunte Flaggen.

Berni blieb vor dem kleinen Laden stehen und besah neugierig jedes Stück. Wie verwunderte er sich aber, als die Mutter in den Laden trat und für Berni eine große eiserne Schaufel, eine Bambusstange und eine hübsche bunte Fahne kaufte. Auch ein kleines Fischnetz nahm sie zum Schlusse noch mit.

Berni war so verwundert, daß er die Mutter gar nicht nach dem Zwecke ihrer Einkäufe fragte. Er sah sie nur immer von der Seite an, aber sie schwieg auch, nur ein leises Lächeln zuckte um ihren Mund.

Berni konnte sich das Verhalten der Mutter nicht recht deuten. Er wußte, wie sparsam sie sonst war und wie wenig Geld sie für überflüssige Dinge hatte.

Bei der Gistbude angekommen, trat die Mutter in die Restauration und mietete für acht Tage einen Strandkorb.

Nun konnte sich Berni nicht mehr halten, aufgeregt flüsterte er seiner Mutter zu: „Ist das alles für mich?“ — Die Mutter nickte ihm freundlich zu. „Hast du denn soviel Geld?“ fragte er sie wieder. Da strich ihm die Mutter über sein blondes Haar und drückte ihn an sich.

Dann stürmte Berni zum Strande hinunter und packte alle Sachen aus. Als Frau Becker nachgekommen war, suchte sie mit ihren Augen herum. „Mein, mein Kind, nicht hier, dort hinten wollen wir unsern Korb hinstellen, wo der Sand trocken ist. Da kannst du uns eine Burg bauen, und den Strandkorb stellen wir mitten hinein.“

Das ließ Berni sich natürlich nicht zweimal sagen. Schnell zog er wieder seine Sandalen aus, nahm seine Schaufel und schrammte mit ihr einen weiten Kreis um den ausgesuchten Platz. Aber der Kreis wurde so eckig, daß die Mutter lachen mußte.

Da kam ein Mann und trug auf seinem Rücken einen mächtigen Strandkorb. „Soll ich ihn hier hinstellen?“ fragte er. „Ja,“ antwortete die Mutter, „hierher kommt doch wohl die Blut nicht?“ „Das ist ganz selten, daß das Wasser in dieser Jahreszeit bis an die Dünen hinläuft. Hier kann er immer stehen bleiben. — Ich passe auch schon auf, daß er nicht wegschwimmt,“ sprach der Träger und ging wieder zur Gistbude hinauf.

Die Mutter setzte sich in den Korb, der auf seiner Hinterwand in großen schwarzen Ziffern die Zahl 22 trug, während Berni mit seinem Spaten den großen Kreis verbesserte. Er überlegte, wo der Eingang zur Burg sein sollte und begann dann, den Sand aufzuwerfen.

Ach, das machte Spaß! Bei der Arbeit wurde ihm ordentlich heiß, seine Wangen glühten. Er legte erst seine Müze und dann auch seine Jacke weg und arbeitete unverdrossen weiter.

So hatte er gar nicht gesehen, daß schon eine ganze Zeit lang hinter ihm zwei fremde Kinder standen, die ihm bei der Arbeit zusahen, es waren ein Knabe und ein Mädchen. Als Berni sich plötzlich einmal umdrehte, prallte er fast an die beiden und sah sie groß an.

„Dürfen wir auch mit graben?“ fragte der fremde Junge Berni. Frau Becker sprach an seiner Stelle: „Wenn ihr Schaufeln habt, könnt ihr gern mit Berni schaufeln.“

Da liefen die beiden wie der Sturmwind davon. Frau Becker blickte ihnen nach und sah sie zum Strandkorb 115 eilen. Bald darauf kamen sie glücklich lachend und jeder mit einer Sandschaufel auf der Schulter wieder.

„Aber ihr müßt es so machen wie ich!“ rief Berni. „Dies soll unsere Burg werden.“ Er zeigte den beiden genau, wo und wie sie graben und den Sand aufwerfen sollten. Nun machten sich alle drei an ihre Arbeit und der äußere Damm der Burg wurde höher und höher.

So ging den Kindern die Zeit hin, bis auf einmal eine Stimme von weitem rief: „Erna und Franz!“

Es waren die beiden fremden Kinder, die gerufen wurden, aber weder Berni noch die beiden hatten acht darauf. Nur Frau Becker hatte das Rufen gehört. Da sah sie eine Dame auf sich zukommen.

„Wenn Kinder beim Spielen sind, vergessen sie alles!“ sprach die Dame, als sie herangetreten war, und nickte Frau Becker grüßend zu.

„Und wie fleißig sie mit geholfen haben,“ sagte Frau Becker, „ordentlich rote Backen haben die Kinder sich gearbeitet.“

Die fremde Dame beschaute den hohen Wall der Burg und lobte die Arbeit und trat dann „nur auf eine Minute“ zu Frau Becker heran.

Es war eine Familie aus Oldenburg, eine Mutter mit ihren beiden Kindern, die der Arzt auch zur Erholung an die See geschickt hatte. Das kleine Mädchen hatte im Winter Lungenentzündung gehabt und Franz hatte auch gekränkelt. Nun sollten sie fünf oder besser sechs Wochen die Seeluft genießen.

Frau Stengele, so hieß die Dame, war eine sehr freundliche Frau. Sie blieb noch ein halbes Stündchen bei Bernis Mutter und als sie dann aufbrach und auch Frau Becker aufstand, weil es Zeit zum Abendessen wurde, fand es sich, daß beide Familien Haus an Haus wohnten.

Frau Stengele war erst heute nach Wangerooq gekommen. Sie hatte sich bei Lührffens, die nebenan von Sandreuthers wohnten, einquartiert. Berni mochte den Franz gleich gern leiden, und da sie fast von einem Alter waren, spielten sie von nun an jeden Tag zusammen am Strande.

Das erste Seebad

Frau Becker und Berni hatten Stengeles am nächsten Morgen abgeholt. Stolz trug Berni seinen langen Bambusstock mit der Fahne und die Schaufel und das Fischnetz. Vorsichtigerweise hatte er nämlich alle seine Sachen gestern Abend mit nach Hause genommen, damit nichts wegkommen konnte. Herr Sandreuther jedoch hatte ihm geraten, ruhig alles am Strande zu lassen oder in der Gistbude abzugeben.

Heute war es ein besonders heißer und windstillter Tag und beide Frauen beschlossen, zum ersten Male zu baden.

Als sie zum Strande kamen, stand ihr Korb noch auf dem alten Plage, und die Burg war auch noch so, wie die Kinder sie gestern Abend verlassen hatten. Nur der Wind hatte in der Nacht hier und da ein wenig Sand davongeweht.

Aber die Burg sollte ja noch viel, viel höher werden, hatte Berni sich vorgenommen.

Frau Stengele ließ ihren großen Strandkorb in die Nähe von Frau Beckers Korb tragen und Franz und Erna wollten sich nun auch eine Burg machen.

Doch erst mußte Bernis Burg fertig sein. Das gab noch viele Arbeit, und alle drei schafften wieder fleißig daran.

Endlich war der Wall hoch genug und nun wollten die Kinder für Stengeles eine ebensolche Burg bauen.

„O, ich weiß was,“ rief Franz, „wir wollen bei unserer Burg ein richtiges Tor machen, ganz niedrig, daß man eben nur durchkriechen kann, und wer rein will zu uns, muß sich dann auf den Sand legen und durchkriechen.“

Frau Stengele lachte und erwiderte: „Aber für mich ist solche Kriecherei nichts. Ich steige über den Damm hinweg.“ „Dann zerstörst du ihn ja!“ rief Franz erregt und blickte seine Mutter vorwurfsvoll an.

„Weißt du was?“ rief da Berni. „Wir machen zwei Eingänge, einen für die Großen und einen für Kinder.“

Der Gedanke gefiel allen gut und so machte man sich gleich ans Werk.

Als die Kinder etwa eine Stunde gearbeitet hatten, machten sich Frau Becker und Frau Stengele auf, um von zu Hause das Badezeug zu holen, denn die Badezeit rückte heran. Nach kurzer Frist waren die Frauen wieder zurück, und nun wanderten alle zusammen zum Badestrande.

Ei war das lustig. Sie gaben ihre Badekarten ab und jede Mutter bekam eine Kabine. Franz und Berni sollten zusammen eine andere Kabine haben.

Aber wie sahen die Kabinen aus! Es waren Holzhäuschen, die auf Wagen standen. Die Jungens gingen gleich in ihre Kabine hinein und waren schon nach wenigen Augenblicken fix und fertig. Sie öffneten das kleine Fenster und winkten dem Badewärter. Der kam mit zwei Pferden heran und die Pferde zogen den Wagen mit der Kabine bis in das Wasser hinein, so daß die Kinder, die die Tür geöffnet hatten, gleich von den Tritten vor dem Eingang einer Kabine aus ins Wasser springen konnten.

Trotzdem es fast windstill war, schäumten doch mächtige Wellen heran.

Berni tanzte in seiner Vorfreude in der Kabine herum und wäre am liebsten gleich in die See gesprungen, aber seine Mutter hatte ihm verboten, früher ins Wasser zu steigen als bis alle fertig waren.

Endlich kam Frau Stengele, lachte in die Kabine der Jungens hinein und rief: „Na, seid ihr endlich fertig?“ „O, wir warten schon lange hier,“ riefen beide wie aus einem Munde. „Dann kommt nur!“

Berni sprang plumps ins Wasser, das ihm dicht vor der Kabine bis an die Hüften reichte. Langsam ging er vorwärts.

Da kam eine große Welle. Er mußte das fein sein, wenn die auf seinen Kopf klatschte!

Noch ein paar Schritte eilte Berni tapfer vorwärts, da — da — da kam sie schon! Berni schloß die Augen und — im nächsten Augenblick hatte die mächtige Welle, die gerade an der Stelle sich überschlug, wo der Junge stand, ihn umgerissen, und Berni lag im Wasser und strampelte mit Armen und Beinen.

Als er sich endlich erholt und das Seewasser aus Augen und Ohren drückte, hörte er hinter sich ein unbändiges Gelächter. Franz war es, der ihm zurief: „Nimm dich in acht, Berni, gleich kommt wieder eine tüchtige Welle.“ Da konnte Berni aber Beine machen! Er drehte sein Gesicht dem Strande zu und lief, so schnell es im Wasser ging, auf seine Kabine zu. Aber die Welle war noch schneller als er, sie überholte ihn und klatschte auf seinen Rücken hinauf, daß der Junge fast wieder das Stehen verloren hätte.

Die Mutter trat an ihn heran und sagte: „wenn du nur ein bißchen gewartet hättest, wäre dir das nicht passiert. Guck mal zu, wie ich es mache.“

Langsam schritt Frau Becker rückwärts und das Gesicht dem Strande zugewendet ins Wasser hinein. Da rollte wieder gerade eine mächtige Woge heran. „Mutter, Mutter! — Nimm dich in acht! — es kommt —!“ schrie Berni vor Aufregung. Die Mutter aber ließ sich nicht stören. Die Woge rauschte heran und der ganze Schwall Wasser ergoß sich über den Rücken der Mutter, die sich beim Herannahen der Welle etwas geduckt hatte.

Weil sie die Füße stark vorgesezt und der Welle den Rücken zugekehrt hatte, war Frau Becker nicht von den Wassern umgerissen worden. Lachend stand sie da und ließ die nächste Welle heranrollen.

Nun wußten die Kinder, wie man es machen mußte, und alle drei faßten sich an die Hände und Frau Stengele ging langsam mit ihnen bis zur Mutter.

Das war ein Spaß. Laut jauchzten Groß und Klein auf, wenn wieder eine tüchtige Welle hinter ihnen emportauchte und auf ihren Rücken klatschte.

Aber es wollte Berni gar nicht gefallen, daß sie schon nach ganz kurzer Zeit wieder aus dem Wasser sollten. Doch Frau Becker und Frau Stengele trieben die Kinder schon nach der sechsten Welle wieder in ihre Kabine zurück.

Bernis Leib und Brust waren ganz rot geworden von dem Klatschen des Wassers. Auch Franz sah aus wie ein frisch gekochter Krebs, und kalt war es, daß den Jungen die Zähne im Munde klapperten.

Nun trockneten sie sich rasch ab und schlüpfen wieder in ihr Zeug. Als dann ihr Wagen vom Bademeister auf den Strand zurückgeholt war und die Kinder nach draußen traten in den heißen Sonnenschein, da wärmten sie sich rasch gründlich durch und fühlten sich nun wohl wie nie.

Und hungrig waren die beiden Jungen geworden! Sie trieben die Mütter und Erna an, doch flink zuzumachen, damit sie zum Essen gehen könnten.

Krabbenfangen

Am nächsten Tage, als Beckers und Stengeles in ihren Burgen saßen und auf das Meer hinausfahen, und Berni und Franz und Erna im Wasser patachten, sahen sie zwei Knaben herankommen, die trugen zusammen einen schweren Sack, und in ihren freien Händen dünne, hakenförmig umgebogene Eisensangen.

„Was habt ihr da in dem Sack?“ fragte Berni. „Krabben,“ war die Antwort. Berni wußte nicht, was das Wort bedeuten sollte. „Zeigt doch mal!“ bat er. Da schüttete der größte der beiden Jungen den Sack aus und heraus polterten dreizehn große Taschenkrebse, die man auch Krabben nennt. Es waren riesige Dinger mit mächtigen Scheren dabei. Die Kinder schrien vor Verwunderung laut auf, als sie alle diese Tiere unbeholfen auf dem Sande liegen sahen. Einige waren auf den Rücken gefallen und strampelten mit den Beinen, um wieder in die richtige Lage zu kommen. Aber die beiden Jungen kehrten mit ihren Eisensangen einzelne der Krebse, die auf dem Bauche lagen, herum, so daß sie auf dem Rücken lagen.

„Dann können sie nicht fortlaufen!“ sagte der größte von ihnen zu Berni. Die drei Kinder standen um die zappelnden und strampelnden Krebse herum und bewunderten die mächtigen

Scheren der größten und den Schaum, der ihnen aus dem Maule trat und in großen Blasen — wie Seifenblasen war es anzuschauen — am Kopfe sitzen blieb.

„Wo habt ihr die denn her?“ fragte auf einmal Frau Stengele, die mit Frau Becker neugierig herzugekommen war. „Die haben wir an den Bühnen gefangen, aber man kriegt sie nur, wenn Ebbe ist.“ „An den Bühnen?“ —

Frau Stengele verstand das nicht und blickte Frau Becker fragend an. Die aber wußte auch nicht, was Bühnen sind.

„Da ganz hinten beim Westturm sind wir gewesen,“ sprach da der Kleinste, „da sind so lange Dämme in das Wasser hineingebaut und da liegen ganz große Steine darauf, und in den Löchern zwischen den Steinen, da sitzen sie.“

„Man kann sie ganz einfach mit Eisenstangen herausziehen. — Man braucht bloß hinter eine Schere zu fassen, aber man muß aufpassen, daß sie nicht in den Finger kneifen, das tut tüchtig weh,“ setzte der Große dann hinzu.

Die Jungen packten nun die Krabse wieder in den Sack. Einen nach dem andern hoben sie mit ihren Stangen empor und ließen ihn in den Sack fallen. Dann gingen sie weiter dem Dorfe zu.

Am nächsten Tage, als Frau Becker noch mit Berni beim Mittagessen saß, kam Franz angerannt und fragte, ob sie mit wollten zum Krabbenfang nach dem Westturm. Es wäre heute nachmittag ganz tiefe Ebbe, hätte Herr Lührssen gesagt, und er hätte ihm auch einen Sack gegeben und lange Eisenstangen, um die Krabben herauszuholen.

„O ja, Mutter, laß uns mitgehen!“ rief Berni.

„Meinetwegen,“ sprach Frau Becker. „Aber unser Essen können wir doch wohl erst noch beendigen,“ setzte sie hinzu, als Berni gleich aufsprang und nach seiner Mütze griff.

Franz versprach, die beiden in einer halben Stunde abzuholen.

Man hatte einen tüchtigen Weg zu machen, bis man zu den Bühnen kam, die sich ganz am Westende der Insel ins Meer hinaus erstreckten.

Dort ragte ein einsamer Kirchturm empor, der von weitem gerade wie der Amsgariturm in Bremen aussieht.

Berni trug den Sack und Franz und Erna die eisernen Stangen. Sie kamen gerade zur Zeit der tiefen Ebbe an. Das Meer war

weit zurückgetreten und ein großer Teil der Bühnen, die zur Flutzeit ganz unter Wasser sind, lag frei und trocken da.

Aber wie erstaunten die Kinder, als sie nun die Bühnen betraten und sahen, daß fast alle Steine über und über mit Tausenden von Muscheln bedeckt waren. Tausende und aber tausende hingen in dicken Klumpen aneinander.

Neugierig kletterten die Kinder auf den glitschigen Steinen herum und mußten gut aufpassen, um nicht auszurutschen.

Die Sandalen durften sie nicht ausziehen, weil sie sich leicht auf den scharfen Steinen und an den vielen Muscheln die Füße blutig reißen konnten.

Sie spähten in alle Löcher und Winkel zwischen den Steinen, aber nach einer Viertelstunde waren sie stark enttäuscht. Sie fanden nicht eine einzige Krabbe.

Frau Becker und Frau Stengele waren am Strande geblieben und hatten sich ein trockenes Plätzchen zum Waudern ausgesucht.

„Hier sind ja gar keine!“ — „Wir können keine finden!“ riefen die Kinder.

Da kam Frau Stengele zu ihnen und nahm einen der Eisenhaken und fuhr damit, so tief sie konnte, in die Ritzen zwischen den Steinen.

„Hier ist einer!“ rief sie schon nach kurzer Zeit, „was für ein großer das ist!“

Eilig sprangen die Kinder herbei und richtig, da sahen sie einen dicken, roten Krebs unten zwischen den Steinen, wo noch etwas Wasser war, am Haken hängen. Aber das Loch zwischen den Steinen war so eng, daß Frau Stengele ihn gar nicht herausbringen konnte. Nach vielen vergeblichen Versuchen hatte sie ihn schließlich.

Mit lautem Hurra wurde er in den Sack gesteckt.

Nun versuchten die Kinder es auch wieder. Und bald merkten sie, daß fast in jeder Ritze ein oder zwei Krabse unter dem Wasser verborgen saßen.

Manche waren so klein, daß man sie wieder laufen ließ, nachdem sie herausgehoben waren, und die Kinder amüsierten sich prächtig über die schnelle Flucht solch kleiner Gesellen, die mit ihren vielen Beinen rasch seitwärts krochen und in der nächsten Ritze verschwanden.

Sechs große Krabse fingen die Kinder in einer halben Stunde.

Nun hatte man genug. Langsam kam auch die Flut wieder, man mußte an den Rückweg denken.

Berni aber konnte sich von der Bühne gar nicht trennen. Was gab es da alles zu sehen. Plötzlich entdeckte er, als er im Sande neben der Bühne entlang ging, wo nur ganz leichtes Wasser stand, ein paar Seeanemonen an einem Pfahl sitzend.

Das waren ja solche, wie er sie schon im Aquarium gesehen hatte! Freudig rief er Franz und Erna herbei. „Die muß ich haben! — Die muß ich haben!“ rief er, als er sah, daß die Seeanemonen mit langen zarten Fingern gar still im Wasser saßen und leicht zu ergreifen waren.

Er langte tief mit aufgeträmpelten Armen unter das Wasser, um die Tiere loszumachen und herauszuheben.

Aber als er zugriff, fühlte er nur einen ganz feststehenden Schleimklumpen, den er mit seinen Händen nicht loskriegen konnte.

Die Seeanemonen hatten sich auch bei dem Angriff schnell zusammengezogen und saßen nun als unscheinbare rötliche Klumpen am Pfahl.

„Laß sie nur ruhig sitzen, mein Kind, damit kannst du nichts anfangen, und du siehst ja, daß die Tiere am schönsten aussehen, wenn man sie ungestört läßt,“ sprach seine Mutter, die herzutreten war.

Berni gab sich endlich auch zufrieden. Dafür fand er manches andere, was er auch noch nicht kannte. Da lagen auf dem Sande neben der Bühne prächtige fünfarmige Seeesterne und kleine stachelige Seeigel. Und in einem Wassertümpel fand er eine schwimmende Qualle, die sah wunderhübsch aus; als wäre sie ganz aus hellem Glase gemacht. Das Tier war durchsichtig und zeigte oben am Kopfe wundervolle, zarte blaue Farben, die sternartig nach allen Seiten ausstrahlten.

Die Qualle ruderte noch. Langsam bewegte sie ihre große, helle Glocke, als atmete sie. So bewegte sie sich im Kreise herum.

Als Berni aber wieder die Hand ausstreckte, um sie zu greifen, hielt er einen formlosen Schleimklumpen in der Hand, mit dem er nichts anzufangen wußte. Als er aber das Tier dann wieder ins Wasser warf, sank es zuerst tief unter, erholte sich rasch von seinem Schrecken und begann wieder langsam schwimmend herumzurudern.

Auch die übrigen Kinder und die Mütter standen an dem Wassertümpel und beschauten das wunderbare Tier.

Nun erinnerte sich Berni auch, daß er schon oft am Strande viele Schleimklumpen herumliegend gefunden habe, vor denen er sich zunächst immer geekelt hatte. „Das sind alles auf den Strand geworfene Quallen, die die Wellen angespült haben, und die dann elend sterben“, sagte ihm Frau Stengele.

„Aber was mag denn das sein?“ rief Franz, der um den Wassertümpel herumgegangen war. „Kommt mal hierher! — Wenn ich stark mit den Füßen auf den Sand trete, zucken immer so kleine graue Tiere hin und her und verkriechen sich im Sande.“

Berni trampelte nun auch mit starken Schritten am Wasser entlang und sah dicht vor seinen Füßen ein kleines graues Tier sich schnell in den Sand eingraben. Er nahm es heraus und hielt ein langschwänziges Krebschen in der Hand. „Ach,“ sagte Frau Becker, die das Tier betrachtete, „das ist gewiß eine Garnele.“ — „Aber Mutter, die sind doch rot,“ rief Berni, „und diese ist grau.“ — „Das kommt vom Kochen,“ sprach Frau Stengele, „lebend sind die Garnelen grau, und durch das heiße Wasser erst färben sie sich rot.“

Nun machte man sich auf den Heimweg und kam endlich müde und hungrig wieder im Dorfe an. Berni und Franz hatten gemeinsam den schweren Sack mit den dicken Krabben getragen. Triumpierend brachten sie die Tiere zu Frau Sandreuther in die Küche.

Als dann das Abendessen aufgetragen wurde, legte Frau Sandreuther neben jeden Teller einen sonderbaren Hammer, der mehr spitz an seinem Ende war wie ein Sattlerhammer.

Franz und Erna, die mit ihrer Mutter zusammen bei Beckers geblieben, lachten als sie das sahen, und Franz rief: „Sieh mal, Mutter, hier essen die Leute mit einem Hammer, statt mit Gabeln.“ Gleich darauf trug Frau Sandreuther eine mächtige Schüssel ins Zimmer, darauf lagen die sechs großen, gefangenen Krabben, die sie in kochendes Wasser geworfen hatte und die nun noch röter aussahen als vorher.

Das wurde nun ein Fest für die Kinder. Jedes nahm seinen Hammer und klopfte die Scheren der Krabbe auf, darin sitzt ja das beste und schmackhafteste Fleisch.

Nein, eine solch lustige Mahlzeit hatten sie alle noch nicht

erlebt, das war zu drollig! Und die Bratkartoffeln, die Frau Sandreuther dazu auftrug, und die weiße Sauce schmeckten zu fein.

Spät am Abend erst trennten sie sich, und die Kinder freuten sich auf den nächsten Tag.

Der Leuchtturm

Als Berni am nächsten Tage in Frau Sandreuthers Küche trat und etwas für seine Mutter bestellen wollte, saß auf einem Küchenstuhle neben Frau Sandreuther ein Matrose. Er trug einen blauen Kragen hinten auf seiner Bluse, aber die ganze Brust war frei. Auf dem Arm hatte er merkwürdige bunte Winkel aus aufgenähtem Zeuge.

„Na, Berni,“ sprach Frau Sandreuther zu ihm, „das ist unser Bernhard, den kennst du wohl noch gar nicht? — Ja, wir haben auch einen Berni!“ setzte sie dann lachend hinzu.

Berni ging zu dem Matrosen und gab ihm die Hand. „Unser Bernhard ist oben auf dem Leuchtturm stationiert. Seid ihr denn auch schon mal oben gewesen?“ „Nein,“ sprach Berni, „da bin ich noch nie gewesen.“

„Möchtest du denn wohl mal auf den Leuchtturm, und von ganz oben heruntersehen?“ fragte der Matrose.

Berni nickte lebhaft mit dem Kopfe.

„Da kannst du heute nachmittag kommen.“

„Dürfen denn Franz und Erna auch mit? — Die mögen auch gerne auf den Turm, und meine Mutter auch?“

„Gewiß, kommt man gern, ich will euch alles zeigen“, erwiderte Herr Bernhard.

Freudig sprang Berni fort und rief in der Stube: „Mutter, denk dir, wir sollen heute nachmittag alle auf den Leuchtturm kommen, Herr Bernhard hat es gesagt.“

„Wer ist Herr Bernhard?“ fragte die Mutter.

Berni zog als Antwort Frau Becker in die Küche von Sandreuthers.

Am Nachmittage standen die beiden Frauen mit ihren Kindern unten am Wangerooger Leuchtturm.

Ein alter Diener mit tiefgefurchtem Gesicht und langem Barte öffnete die Thür.

„Wir wollten Herrn Sandreuther sprechen,“ sagte Frau Becker, „ist er da?“

„Ja, gähn se man nauf!“

„Nun traten alle ein. Es ging eine schmale, steinerne Wendeltreppe hinauf. Eine solch lange Treppe war es, wie die Kinder noch nie erstiegen hatten. „D, wie hoch!“ — „Sind wir noch nicht oben?“ — „Wir tun schon die Beine weh!“ — „Gleich kann ich aber nicht mehr!“ Klang es bald aus dem einen, bald aus dem anderen Munde.

Diese ungeheure Wendeltreppe hatte nach je 20 Tritten einen Absatz, wo man sich ein paar Augenblicke ausruhen konnte, und bei jedem solchen Absatz sahen die Kinder, daß von dort eine Türe abging.

Sie stiegen höher und höher und die Treppe führte sie endlich zu einer Thür, vor welcher alle rasch atmend stehen blieben.

Frau Becker klopfte an, aber niemand rief „herein.“ Zuletzt öffnete Frau Stengele dreist die Thür. Ein frischer Windzug fuhr allen um die Stirne und die Kinder riefen überrascht: „Ah! — D, wie hoch!“

Sie drängten gleich durch die Thür und — standen nun im Freien auf der Galerie, die oben um den ganzen Turm herumführte. Vor ihnen lag das weite, grüne Meer mit seinen Wogen, und unter ihnen, tief unter ihnen lag das Dorf mit seinen niedrigen Fischerhäuschen.

Und als Berni und Franz ein wenig um den runden Turm herumbogen und nach der anderen Seite hinabsahen, da lagen vor ihnen in der Tiefe zahllose Dünen, die wie ein Zwerggebirge ausfahen, das sich ganz bis zum Westende der Insel erstreckte.

Ganz hinten im Westen sahen sie den alten Turm aufragen, wo sie die Taschentrebse gefangen hatten.

Auch Erna war zu den beiden Jungens getreten und schaute mit ihnen über die Brüstung auf die Insel herunter.

So hatten sie gar nicht bemerkt, daß währenddessen Bernhard Sandreuther, der Matrose, auch zu ihnen heraufgekommen war und sich bereits ein paar Minuten mit Frau Becker und Frau Stengele unterhielt.

Auf einmal hörten sie eine fremde Männerstimme und eilten nun rasch zu ihren Müttern zurück.

„Sehen Sie da hinten aus dem Wasser den rot und weiß ge-

ringelten Turm ragen, so groß wie ein Finger? — Das ist der rote Sandleuchtturm. Und hier, gerade nordwärts, kann man, wenn man gute Augen hat und ganz klare Luft ist, auch den Leuchtturm von Helgoland sehen.“ „Warten Sie mal,“ rief der Matrose, „ich hole eben das Fernglas.“ Er rollte einen hölzernen Dreifuß heran, auf dem ein mächtiges Fernrohr ruhte. Schnell rückte und stellte er an dem Rohre herum und lud dann die Frauen ein, hindurchzublicken. „Ja, ja, ich sehe ihn ganz genau“, sprach Frau Stengele, die als erste herangetreten war. Sie hielt sich das linke Auge zu und sah mit dem rechten in das kleine Glas vorn am Fernrohr. Dann kam Frau Becker und die Kinder. Man sah nichts als einen winzigen Strich gerade am Horizonte.

Dann richtete Herr Sandreuther das Rohr wieder anders und sprach: „Jetzt können Sie im Rohre das Feuerschiff gut sehen.“ Alle blickten wieder nacheinander durch. Als Berni hindurchgeblückt hatte, rief er: „Ach, das ist ja das kaputte Segelschiff, was wir schon oft vom Strande aus gesehen haben. Es sitzt auf einer Sandbank fest und kann nicht weiter.“

„Nein, mein Junge,“ erwiderte Herr Sandreuther, „das ist ein Feuerschiff, nach dem sich die vorbeifahrenden Schiffe mit richten müssen, gerade wie nach den Leuchttürmen und Bojen.“

„Was sind das, Bojen?“ „Das sind Tonnen, also schwimmende Kennzeichen für Schiffer, die immer da auf dem Wasser treiben, wo der Rand des Fahrwassers ist, oder wo Sandbänke und Klippen beginnen.“

„Ist denn das Meer nicht überall ganz tief?“ fragte Franz. „Nein, im Meere gibt es auch, besonders dicht beim Lande, ganz flache Stellen, und wenn ein Schiffer nicht weiß, daß er gerade auf eine Sandbank zufährt, dann sitzt plötzlich sein Schiff im Sande fest und strandet, und der nächste Sturm schlägt es kurz und klein. Das ist schon oft, schon sehr oft in früheren Zeiten an der Küste von Deutschland und Holland vorgekommen und deshalb sind überall Tonnen gelegt, wo schlimme Stellen für Schiffe sind.“

„Ja, wenn nun aber ein Schiff in der Nacht da vorbeikommt und der Kapitän sieht die Tonne nicht“, meinte Berni.

Herr Sandreuther freute sich darüber, daß Berni auch daran dachte, und erwiderte: „Hast du denn, wenn du am Strande bist, noch nie die Heulboje gehört, die da draußen auf dem Wasser liegt?“

„O ja,“ rief Berni, „ich weiß, ich weiß! — Die habe ich schon oft gehört. Sie macht immer tut! tu — ut! — Ich habe zuerst gar nicht gewußt, was das ist.“ —

„Siehst du, das ist solch ein Schiffsfahrtszeichen, das den Schiffer auch in der Nacht warnt, nicht zu nahe an die Insel heranzufeuern.“

„Aber ist denn ein Mann in der Tonne, der den Ton macht? Wie kommt denn das eigentlich?“ fragte Erna dazwischen.

„Nein,“ belehrte sie Herr Sandreuther, „die Boje hat eine Pfeife, die durch das Schaukeln auf den Wellen immer wieder von selber tönt. Tag und Nacht kann man sie hören, wenn der Wind nicht zu sehr von der Insel absteht. Es gibt an andern Stellen auch Glockenbojen. Darauf sitzt eine Glocke, wie auf jedem Dampfer, wenn zur Abfahrt geläutet wird, und dicht neben der Glocke hängen zwei Klöppel. Wenn die Glockenboje nun von den Wellen hin und her geworfen wird, dann trifft bald der eine, bald der andere Klöppel den Glockenrand und der Ton schallt weit über das Wasser hin. Und wieder andere Bojen tragen eine helle Lampe und warnen durch ihr Licht die Schiffer, daß sie nicht aus dem richtigen Fahrwasser kommen.“

„Müssen die jeden Abend angesteckt werden?“ fragte Berni.

„Ach, die brennen monatelang,“ sprach Herr Sandreuther. „Die Tonnen werden mit Gas gefüllt oder haben elektrisches Licht, und das wird durch lange Kabel vom Festlande nach der Boje hinübergeleitet. Doch vor allem wollt ihr wohl, mal unsere Lampe sehen! Dreht euch mal eben um!“

Dicht hinter ihnen stand auf dem Turm wieder ein kleiner Turm mit sonderbaren, dicken Glasscheiben. Herr Sandreuther öffnete eine Klappe und zeigte ihnen hinter den dicken runden Glasplatten die hellen Lampen, die abends angezündet werden und dann durch die linsenartigen Gläser ihren Schein weit, weit über das Wasser werfen und den Schiffen den Weg zeigen helfen.

Herr Sandreuther erklärte ihnen auch den Blinkapparat, der den Lichtschein des Leuchtturmes bald verdunkelt und bald wieder hell aufleuchten läßt, und auch das Uhrwerk, welches den Blinkapparat dreht.

Da gab es viel zu besehen und zu bestaunen und den Kindern war alles, was sie sahen, ganz neu.

Aber eins verstanden sie nicht. Wie konnte denn der Kapitän

auf einem vorbeifahrenden Schiffe wissen, ob das Licht nun von dem Leuchtturm auf Wangeroog oder von dem Rote-Sand-Leuchtturm oder von dem auf Helgoland kam?

„Jeder Kapitän“, sagte Herr Sandreuther, „hat in seiner Kajüte ein dickes Buch, darin sind alle Leuchttürme, die es überhaupt gibt, genau beschrieben. Und bei jedem Leuchtturm steht auch dabei geschrieben, was er für ein Licht zeigt und wie der Lichtschein auf dem Wasser zu sehen ist.“

Kein deutscher Leuchtturm hat dasselbe Licht wie ein anderer, der eine zeigt weißes Licht, der andere gelbes oder rotes, oder grünes oder blaues Licht! Der eine Leuchtturm zeigt immerfort ein ruhiges weißes Licht, ein anderer hat auch wieder weißes Licht, aber es ist nur eine halbe Minute zu sehen, und dann ist es verschwunden. Wieder einer zeigt sein Licht nur eine Sekunde oder gar nur eine Zehntelsekunde. Ein anderer hat ein grünes Licht und außerdem ein gelbes, aber das gelbe ist immer nur eine Viertelminute zu sehen usw. So kommt es, daß jeder Leuchtturm ein anderes Licht zeigt, und der Kapitän braucht bloß von der Kommandobrücke aus mit der Uhr in der Hand genau das Licht zu beobachten und er kann aus seinem Buche ganz genau wissen, welcher Leuchtturm es ist, den er vor sich hat.“

„Das ist aber fein eingerichtet!“ rief Berni. „Ist es auch, Junge, aber schade, daß das alles bei Nebelwetter nicht viel nützt. Dann kommen ja auch die meisten Unglücksfälle auf der See vor.“

Sie stiegen nun bald wieder die Treppe hinab. Herr Sandreuther zeigte ihnen noch seine Stube und das Telegraphenzimmer, von wo aus jedes vorbeifahrende Schiff nach Bremen telegraphiert wird, das Magazin, wo das Leuchtöl für die Lampen, Laue und Ketten und Werkzeuge aufbewahrt werden, und dann standen sie wieder unten an der Eingangstür zum Leuchtturm und bedankten sich freundlich für alles, was Herr Sandreuther ihnen erklärt und gezeigt hatte, und wanderten fröhlich dem Strande zu.

Briefe

„Wie schade, Mutter! — Es regnet, daß es klatscht“, rief Berni am nächsten Morgen, als er an das Fenster getreten und zwischen Rouleaux und Fensterrahmen hindurchgeblinzelt hatte.

Und als sie beim Frühstück saßen, wurde das Wetter noch

ärger. Ganz gleichmäßig schüttete es vom Himmel herunter. Nein, es ist unmöglich, bei solchem Wetter an den Strand zu gehen, dachte die Mutter, was fangen wir denn nun an?

Frau Sandreuther kam, um das Geschirr wieder hinauszutragen. „Das wird wohl heute nicht aufhören zu regnen,“ sprach sie und schüttelte den Kopf, daß die Bänder ihrer Haube hin und her wackelten. „Aber Sie können sich ja mit dem Kleinen in die Veranda setzen, Frau Becker! — Wenn Sie ein Tuch umschlagen, wird es Ihnen nicht zu kühl werden und Sie haben doch die frische Luft.“

Ja, das wollte Frau Becker nun auch tun. — „Berni, du könntest heute gut ein paar Karten oder Briefe schreiben“, sprach sie zu ihm.

„Gehen Franz und Erna denn auch nicht zum Strand?“ fragte er.

„Wo denkst du hin, bei solchem Wetter!“

Die Mutter nahm Briefbogen und Tinte und ihre Handarbeit mit und nun saßen sie draußen auf der hölzernen Veranda. Die war gerade nach der Wetterseite hin gut verwahrt. Ein paar bequeme Korbstühle standen um einen großen Tisch herum und Berni machte sich fertig zum Schreiben.

„Muß ich gleich schön schreiben?“ fragte er, „oder darf ich so schreiben wie in der Schule, wenn wir einen Aufsatz machen?“

„Mache es nur so, wie du es gewohnt bist“, antwortete die Mutter und wickelte ihre Näharbeit auseinander.

Berni saß und überlegte. „An Onkel Karl und Tante Bertha mußt du schreiben, an Emmy und an deinen Lehrer“, erinnerte ihn die Mutter.

Berni rief: „Zuerst schreibe ich an Onkel Karl!“

Er beugte sich über sein Papier und die Feder schrieb Wort für Wort. Lange Zeit hörte man nichts als das leise Rascheln der Feder. Frau Becker nähte eifrig.

„So,“ sprach Berni endlich, „nun muß ich den Brief noch abschreiben. Es sind so viele Fehler darin!“ — „Willst du ihn mir denn nicht mal vorlesen?“ — „Mußt aber nicht lachen, Mutter“, bat Berni und wurde ein wenig rot im Gesicht. Dann las er:

Liebe Verwandte in Heiddorf!

Nun sind wir schon ganz lange auf der Insel Wangeroog. Es kommt mir vor, als wäre es schon ganz lange her, daß wir

aus Bremen abgereist sind. Hier ist es sehr schön. Gestern waren wir auf dem Leuchtturm. Das hätten Ihr mal sehen sollen, wie fein das da ist! Herr Sandreuther, dem alten Herrn Sandreuther sein Sohn, hat uns alles erklärt und beschrieben, wie der Kapitän es macht, wenn er des Nachts an der Insel vorbeifährt und weiß den Weg nicht genau. Bloß wenn Nebel ist, dann ist es für ihn schwer, den Weg zu finden. Dann muß er immer die Sirene schreien lassen, damit ihm andere Schiffe aus dem Wege gehen. Wenn aber kein Nebel ist, dann kann der Kapitän sich ganz gut nach den Leuchttürmen richten, die haben alle ein anderes Licht. Jeder hat seins für sich und keiner hat solches Licht wie der andere. Dann weiß der Kapitän immer, bei welchem Lande er ist. Wir freuen uns sehr, daß wir hier sind. Franz und Erna auch. Das sind zwei Kinder aus Oldenburg, die wohnen nebenan bei uns. Die heißen Stengele und die Mutter ist auch mit hier. Der Vater kann nicht mit, der muß Geld verdienen, hat Franz mir gesagt. Sandreuthers sind ganz nett mit uns und die Mutter mag sie auch wohl leiden. Neulich haben wir Krebse gefangen. Das war fein. Besonders große, dicke Krebse haben wir gefangen und nachher zum Abendbrot gegessen. Soll ich Euch auch mal welche fangen? In Heiddorf ist's auch schön, aber hier ist es doch noch viel schöner.

Schreibt auch mal wieder!!!!!! Wenn Ihr schreibt, braucht Ihr bloß als Adresse zu schreiben: An Frau Becker aus Bremen, zurzeit Wangeroog — Nordseebad. Dann kriegen wir den Brief ganz sicher, denn der Briefträger kennt uns schon.

Viele Grüße sendet

Euer Euch liebender
Berni Becker.

Als Berni den Brief zu Ende gelesen hatte, blickte er seine Mutter fragend an, ob er ihr wohl gefallen habe. Sie nahm den Bogen in die Hand und zeigte ihm noch ein paar Fehler, die Berni in der Eile gemacht hatte.

Dann schrieb Berni auch an Herrn Buschmann, seinen Lehrer:
Lieber Herr Buschmann!

Heute regnet es tüchtig, deshalb denke ich an Sie und an alle Kinder aus meiner Klasse, die jetzt gerade Rechenstunde haben. Ich mag hier furchtbar gern sein. Und meine Mutter auch. Die Nordsee ist gerade so, wie Sie es uns erzählt haben. Ich

will nachher ein Bild malen, damit Sie wissen, wie es hier auf Wangeroog ist. Das können Sie dann ja in der Klasse aufhängen, wenn es gut geworden ist, und die andern Kinder dürfen es auch ansehen. Gebadet habe ich auch schon mit zwei Kindern aus Oldenburg zusammen, die sich hier auch erholen sollen. Meine Mutter ist schon etwas braun im Gesicht und sie kann des Nachts gut schlafen. Das ist die Hauptsache, sagt Frau Sandreuther. Wenn die Leute hier gut schlafen können, dann werden sie auch alle wieder gesund.

Als ich das erstmal badete, haben mich die Wellen umgeschmissen. So tüchtige Wellen sind hier und die sind hier immer, Tag und Nacht. Wenn ich abends im Bett liege, höre ich das Wasser rauschen. Das ist fein anzuhören, da kann man gut bei einschlafen.

Mit vielen Grüßen

Ihr treuer Schüler
Berni Becker.

„Nächstens schreibe ich mal wieder, wenn es grad mal regnet. Aber Sie müssen mir auch mal wieder schreiben. Aber nicht vergessen!!!!“

Auch den Brief las Berni seiner Mutter vor. Dann machte er sich daran, beide Briefe noch einmal sauber abzuschreiben. Und als er endlich damit fertig geworden, holte er seinen Kasten und malte ein Bild für Herrn Buschmann, das sollte mit in den Brief hineingelegt werden. Er malte das Meer mit ganz hohen Wellen und ein paar Jungen, die badeten gerade, und hinten auf dem Meere fuhr ein Dampfer, aus dessen Schornsteinen dicker Rauch hervorquoll. Ein paar Möwen flogen über das Wasser und ganz vorn auf dem Bild malte er Seesterne und Krabben hin und eine ganze Menge kleiner Muscheln.

Er gab sich viele Mühe damit und es wurde auch so schön, daß Frau Becker ihm erlaubte, es mit in den Umschlag zu stecken.

Berni brachte die Briefe, deren Adressen Frau Becker geschrieben hatte, schnell zur Post. Währenddessen kamen Franz und Erna, in große Regenkapfen gehüllt, um mit Berni zu spielen. Die Kinder trieften vor Nässe. Sie waren schon am Strande gewesen, weil sie Berni dort zu finden hofften.

Als Berni zurückkam, erzählten sie aufgeregt, in der Nacht wäre ein Gewitter gewesen und eine ganz hohe Flut. Die Strand-

körbe hätten fast im Wasser gestanden, habe die Kellnerin in der Giftbude ihnen erzählt, und der ganze Strand läge voll von Muscheln und Seegetier. Die Kinder quälten solange, bis Frau Becker ihnen gestattete, mit Verni auf kurze Zeit allein zum Strande zu gehen.

Sie eilten rasch davon. Wichtig, der ganze Strand lag voll von großen Langbüscheln und grünen und roten Algen und Quallen und Muscheln. Man konnte deutlich an diesen von dem Wasser ausgeworfenen Sachen sehen, wie hoch die Flut gestiegen war. Bis ganz nahe an ihre Burgen war das Wasser vorgedrungen. Wind und Regen hatten die Dämme halb zerstört, und die Kinder machten sich eifrig an die Arbeit, den Sand wieder aufzuschaukeln. Doch der Regen wurde noch heftiger und trieb alle drei bald wieder nach Hause.

Als Verni wieder heimgekommen, erinnerte ihn die Mutter daran, daß er ja ganz vergessen habe, auch an Emmy zu schreiben. Sie gab ihm eine Ansichtskarte und Verni schickte der Emmy einen schönen Gruß, und Franz und Erna und Herr Sandreuther und Frau mußten alle die Karte mit unterschreiben.

Der Untergang der „Mlaska“

Als es am Nachmittage noch immer gleichmäßig fortregnete, setzte sich Frau Becker mit Verni wieder auf die Veranda. Auch Frau Stengele kam mit ihren Kindern zu ihnen herüber, und die Frauen handarbeiteten fleißig.

Aber die Kinder langweilten sich. Sie wußten nicht recht, was sie anfangen sollten. Schließlich spielten sie Kapitän. Die Veranda war das Schiff und Verni war der Kapitän, Franz der Steuermann und Erna der Matrose. Franz hatte einen kleinen, dreibeinigen Stuhl ohne Lehne vor sich, den benutzte er als Steuer- rad. Der Kapitän aber ging auf der Kommandobrücke — das war eine lange Verandabank — hin und her und sah alle paar Augenblicke auf die Dorfstraße hinab. Der freie Dorfplatz war das Meer.

„Es ist aber schlechtes Wetter heute, Kapitän!“ rief Erna ihm zu.

„Ja, wir werden wohl noch Sturm bekommen,“ antwortete Verni und blickte bedenklich in den Regen hinaus. „Wenn wir nur nicht zu nahe an das Land herankommen! — Steuer-

mann, passen Sie gut auf, ob die Heulboje noch nicht zu hören ist.“

„Jawohl, Herr Kapitän!“ rief Franz und drehte eifrig am Steuer- rade.

„Na, was spielt ihr denn, Kinder?“ fragte da auf einmal hinter ihnen eine Stimme.

Der alte Herr Sandreuther stand in der Tür und lachte sie an und zog vergnügt Dampf- wolken aus seiner Pfeife.

„O, ich weiß was!“ sagte Erna plötzlich, „Herr Sandreuther muß der Schornstein sein auf unserem Schiffe. Dann ist es natürlich.“

Frau Stengele lachte laut auf, Vernis Mutter aber meinte, dazu werde Herr Sandreuther wohl keine Lust haben.

Der alte Mann hatte gar nicht verstanden, was Erna gesagt hatte. Er kam langsam näher und setzte sich zu den Frauen.

„Ja, das ist ja kein schönes Wetter heute,“ bemerkte er, „aber ein gutes hat doch der Sand, den wir hier haben: der Boden ist gleich wieder trocken. Nasse Füße kriegt man hier nicht.“

„Das stimmt wohl,“ sagte Frau Becker, „hoffentlich haben wir nicht zu oft solche Regentage, man weiß sonst gar nicht, was man anfangen soll vor Langeweile.“

„Ja, für die Kinder ist es ja schlimm, wenn es lange so weiter regnet, aber die Großen, die helfen sich schon.“

„Haben Sie hier oft schlechtes Wetter?“ fragte ihn Frau Stengele, ohne von ihrer Näharbeit aufzusehen.

„In dieser Jahreszeit nicht. Im Frühling und Herbst ist es ja anders. Da regnet es oft böse und dann ist es meist auch sehr stürmisch dabei. Im vorigen Herbst haben wir mal einen solchen Sturm gehabt und so hohe Flut, daß uns das Wasser zwischen den Dünen durchgelaufen ist, bis hier ins Dorf hinein. Da hinten —“ Herr Sandreuther wies auf die gegenüberliegenden Häuser an der andern Seite des Dorfplatzes — „hinter den Häusern hat das Wasser gestanden. Da wehte aber auch der Nordwind zwei Tage lang, ohne aufzuhören. Die halbe Gift- bude hat der Wind weggerissen. Das war am 22. Oktober. Und als wir abends zu Bette gingen — meine Frau hatte gerade die Küchenlampe in der Hand und wollte schon in die Kammer gehen — da hörten wir auf einmal einen dumpfen Knall vom Meere her. Ich hatte mich schon halb ausgezogen, da klopfte

Matthias Lührssen — was unser Nachbar ist — an unser Kammerfenster und rief: „Ein Schiff ligt auf!“ Ich zog mich gleich wieder an, meine Frau gab mir die langen Stiefel und band mir den Südwestler fest.

Das ganze Dorf war auf die Weine gekommen. Die jungen Leute waren draußen beim Rettungsschuppen, den haben Sie wohl schon gesehen? — Der liegt da draußen hinter dem Herrenbadestrand auf der äußersten Düne.“

„Ja, wir sind daran vorbeigekommen!“

„Na, sehen Sie, und wie wir herankamen, hatten sie schon das Rettungsboot heraus und wollten es zu Wasser lassen, aber es war schief unmöglich, durch die Brandung zu kommen. Da schossen wir Leuchtkugeln ab und Raketen und vom Leuchtturm aus stellten sie den Scheinwerfer an. Da konnten wir durch das Glas das Schiff draußen auf der großen Bank sitzen sehen. Es war ein englischer Dampfer, „Masla“ hieß er. Sie haben wohl davon in der Zeitung gelesen?“

Nein, die Frauen wußten beide nichts.

„Und als wir ihn nun erst richtig zu Gesicht hatten und der Scheinwerfer ihn zeigte, da sahen wir auch gleich, daß das Schiff nicht wieder los zu kriegen war. Es saß ganz schief im Sande und kein Mast wippte mehr, so fest hatte sich der Dampfer gerannt.“

Das Schiff war verloren, daran war nun nichts mehr zu helfen. Aber die Menschen wollten wir doch holen! Und da wurde nun geschossen und richtig: die zweite Rakete fuhr gerade mitten über dem Dampfer weg und die Leine, die an der Rakete saß, fiel zwischen die beiden Schornsteine. Und dann haben wir die Leute im Korbe herübergeholt. Alle sind gerettet worden, bloß ein Schiffsjunge nicht, der war aber schon einen Tag vorher von dem Wasser über Bord geholt worden.

Ach, wie sahen die Leute aus, als wir sie an Land hatten. Die waren alle steif vor Kälte wie das Eis und wir haben schön zu tun gehabt, um sie wieder aufzutauen.“

Die Kinder waren gleich zu Beginn der Erzählung des alten Sandreuther herangekommen und hatten zugehört. Manches hatten sie nicht verstanden, und vom Rettungsschuppen hatten sie noch gar nichts gehört und gesehen.

„Da möchte ich mal hin!“ rief Berni. Herr Sandreuther

nickte und sagte: „Wenn bessres Wetter ist, wollen wir mal zusammen hingehen, dann will ich euch das Rettungsboot zeigen. — Das ist nämlich kein gewöhnliches Schiff,“ setzte er hinzu, „das ist ganz besonders eingerichtet. Unseres ist 9 Meter lang und 2 1/2 Meter breit. Untergehen kann es nicht, denn wenn es die See voll Wasser schlägt, läuft das Wasser von selbst wieder ab. Vorn und hinten hat es je einen Luftkasten und an den Längsseiten auch. Sie sind aus dickem Zinkblech gemacht und gut verlötet. Und diese Luftkasten halten das Schiff oben. Die machen es auch, daß das Schiff, wenn es im Wasser umschlägt, von selber wieder in seine richtige Lage kommt. Und wenn es beim Umschlagen voll Wasser gelaufen ist, dann fließt das Wasser von selbst auch wieder aus dem Schwertkasten heraus.“

„Ja, aber die Leute, die im Rettungsboot sind, die ertrinken dann doch alle, wenn das Schiff auf dem Wasser umkippt!“ meinte Franz.

Herr Sandreuther aber entgegnete: „Jeder hat einen Dlanzug und eine dicke Rettungsweste an, die mit Renntierhaaren gefüllt ist, die hält ihn lange über Wasser.“

Wenn nun das Boot gebraucht wird, dann fahren wir den Wagen, worauf es liegt — es liegt nämlich im Schuppen immer auf einem Wagen! — bis in das Wasser hinein. Dann steigt die Mannschaft in das Boot; und dann werden zwei Räder vom Wagen abgenommen. Da zieht man nur einen eisernen Bolzen aus dem Wagengestell, dann hebt sich von selber das Gestell, worauf das Rettungsboot liegt, an der Stelle, so daß der ganze Wagen schief steht. Von diesem schiefen Wagen rutscht dann das Boot von selber in das Wasser hinein.“

Wieder hatten die Kinder manches nicht verstanden. Als aber Herr Sandreuther ins Haus gegangen und gleich darauf mit einem dicken Album zurückkehrte, worin sich eine ganze Menge von Photographien von Rettungsbooten und Rettungsapparaten befanden und diese den Kindern zeigte und erklärte, da verstanden sie auch seine Erzählung ganz gut.

Das war ein feines Album. Es war in dickem roten Leder gebunden und darauf stand geschrieben „Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger“. Die Kinder blätterten es von vorn bis hinten durch und ihre Fragen nahmen gar kein Ende. Alle drei waren sehr verwundert, als auf einmal Frau Sand-

reuther hinter ihnen stand und das Abendessen ankündigte. Die Zeit war ihnen im Fluge hingegangen.

„O, Herr Sandreuther,“ rief Verni, „Sie können aber keine Geschichten erzählen, die mag ich noch lieber hören, als die von unserem Lehrer.“

„Ja, Kinder,“ sprach Herr Sandreuther, „ich könnte euch noch vieles erzählen von der See. Ich hab viel gesehen und erlebt.“

„Er mag auch gern von seinen Fahrten erzählen,“ sprach Frau Sandreuther leise zu Frau Stengele und Frau Becker, „er hat ja selbst 15 Jahre für Blinckmann & Co. in Brake den Dampfer ‚Cap Horn‘ geführt. Und er lebt noch immer in den alten Zeiten.“

Herr Sandreuther war indes aufgestanden, um das Album wieder in die Stube zu tragen. „Wissen Sie, Frau Becker,“ setzte Frau Sandreuther hinzu, nun sie ihren Mann nicht mehr in der Nähe wußte, „er freut sich immer, wenn er jemand findet, der seine Reisen und Abenteuer noch nicht kennt. Dann lebt er ordentlich wieder auf. Und ich freue mich auch, wenn er jemand zum Erzählen gefunden hat, er ist in den letzten Jahren so grüblerisch geworden und das Erzählen muntert ihn dann wieder auf.“

„O, dann soll er uns morgen wieder was erzählen!“ rief Verni, und Franz und Erna jubelten: „Und wir kommen auch und hören zu!“

Im Watt

Die Kinder waren froh, als es am folgenden Morgen wieder einigermaßen gutes Wetter war. Wohl war der Himmel noch zum größten Teil mit Wolken bedeckt, aber von Zeit zu Zeit schien doch wieder mal für ein paar Augenblicke die Sonne.

Franz und Erna kamen schon früh, um Verni zum Strande zu holen.

Sie hatten heute tüchtig zu tun, um ihre Burgen wieder in Ordnung zu bringen. Fleißig schafften alle drei. Frau Stengele hatte für ihre Kinder und auch für Verni einige hübsche Fahnen genäht, die wurden heute auf eine Schnur gezogen und an einer langen Bambusstange festgebunden. Stengeles hatten acht Fahnen und Verni vier, die flatterten nun auch im Winde und die Kinder liefen an das Wasser, um zu patschen. So ging ihnen der Vormittag hin.

Für den Nachmittag hatte Frau Becker mit Frau Stengele einen Spaziergang nach dem Watt verabredet.

Um 3 Uhr wanderten alle los. Die Kinder hatten Schuhe und Strümpfe gleich im Hause gelassen und liefen nun barfuß voraus.

Vor ihnen auf ging ein größerer Knabe, der trug einen Eimer und eine kleine Schaufel.

„Ich glaube,“ sagte Erna, „das ist Peter Lührssen, der Sohn von unserem Vermieter.“ Als der Junge sich dann umdrehte, blieb er stehen und lachte die Kinder an und fragte: „Wollt ihr mit ins Watt?“

„Was willst du da?“ „Ich will Würmer holen, mein Vater will morgen bei den Bühnen fischen.“

Da liefen die Kinder schnell zu den Frauen und fragten, ob sie mit Peter gehen dürften. Und als sie die Erlaubnis bekommen hatten, holten sie Peter schnell wieder ein.

Sie hatten ein ordentliches Stück zu gehen, ehe sie dahin kamen, wo die Würmer gesucht werden sollten. Es war tiefe Ebbe und weit vor ihnen lag das Watt noch spiegelblank von dem zurückgetretenen Wasser. Hier und da waren kleine Lämpel, Möwen kreischten und schossen von Zeit zu Zeit nieder, um eine kleine Krabbe oder sonst etwas Eßbares zu fressen.

Die Mütter waren zurückgeblieben. Sie saßen am Dünenrand, von wo aus sie die Kinder gut im Auge behalten konnten. Peter wanderte nun mit den dreien hinaus ins Watt. Suchend blickte sein Auge auf dem Boden herum. Da kamen sie zu einer Stelle, wo sonderbare kleine geringelte Sandhäufchen auf dem Boden zu sehen waren. Und je weiter sie vordrangen, desto mehr solcher Sandhäufchen fanden sie.

Peter stellte seinen Eimer hin und begann zu graben. Von jedem Sandhäufchen zog sich ein langer Kanal tief in den Sand des Watts hinein. Und oft erst in Fußtiefe saß der Wurm.

Als Peter den ersten gefangen, zeigte er ihn den Kindern. „Das ist ja ein sonderbares Tier,“ rief Verni, „so eins habe ich noch nie gesehen!“

Es war, als wenn der Wurm aus zwei Teilen bestände. Der vordere war dick, weich und fleischig, sein hinteres Körperende aber viel dünner und mit vielen kurzen Borsten besetzt.

Peter warf das Tier in den Eimer und schüttete eine Hand voll nassen Sand darauf.

Dann grub er an einer anderen Stelle weiter und dann an einer dritten. Ach, es gab so viele Würmer im Watt! Wohin die Kinder nur blickten, sahen sie auch überall die Anzeichen der Würmer: die kleinen, fadenhaft aufgeworfenen Sandhäufchen.

Peter hatte in kurzer Zeit wohl 50 solcher Würmer gefunden. Ihm stand der Schweiß auf der Stirne und er meinte: „So, nun ist's genug. Jetzt muß ich wieder nach Hause. Das Wasser kommt auch schon bald wieder.“

„Das Wasser? — Ist denn hier auch Ebbe und Flut?“ fragte Erna. „Geradese wie am Strand. Wenn Flut ist, dann steigt das Wasser bis an die Düne, und wer nicht aufpaßt und zu lange im Watt bleibt, der ertrinkt. — Im Watt sind schon viele ertrunken.“

Im vorigen Jahre ist ein Mann aus Karolineniel auch im Watt ertrunken. Der ist zu Fuß bei Ebbe nach Wangeroog hinübergewandert, er hatte hier Verwandte, und ist auch ganz gut herübergekommen und die Nacht ist er hier geblieben. Am nächsten Tage wollte er mit dem Dampfer zurückfahren, aber der Dampfer war schon weg. Da wollte er wieder zu Fuß nach Karolineniel hinüber. Seine Schwester, die hier auf Wangeroog wohnt, wollte es gar nicht haben. Aber er hat gelacht und gesagt, ihm passiere doch nichts, er kenne den Weg so gut wie seine Westentasche, und zuletzt hat sie ihn doch fortgelassen. Es war auch noch Zeit genug. Er hätte ganz gut durch das Watt nach Hause kommen können. Aber wie er mitten im Watt ist, kommt auf einmal Nebel, und der Nebel ist so dicht gewesen, daß der Mann gar nicht mehr gewußt hat, wo er war. Er hat kein Licht sehen können und ist in seiner Angst so rasch zugelaufen, wie er konnte. Aber er ist verkehrt gelaufen. Er ist aus der Richtung gekommen, und ist immer weiter da hinaus gelaufen“ — Peter wies mit seiner Hand nach Osten, der Tade zu — „und auf einmal ist die Flut gekommen, und nach zwei Tagen ist er dahinten angetrieben.“

„Seht ihr,“ setzte er hinzu, „da kommt das Wasser schon wieder.“ Die Kinder sahen hinter sich eine ganz niedrige Wasserschicht, die vielleicht nur eine halbe Hand hoch sein mochte, heranzulaufen und ihre Füße nehen.

„Ach, das bißchen Wasser macht doch gar nichts!“ lachte Franz.

„Ja, das meinst du!“ entgegnete ihm Peter, „bleib hier mal eine Viertelstunde, dann ist dir das Wasser schon bis an die Knie gekommen; nein, da muß man aufpassen, mit der Flut ist nicht zu spaßen.“

Die Kinder wandten sich jetzt eiligst wieder dem Lande zu und kamen trocken an die Dünen. Aber als sie zurückblickten, sahen sie schon die Stelle, wo sie nach Würmern gegraben hatten, ganz mit dem Wasser bedeckt.

Verni ging das Gehörte durch den Kopf. Er schritt, ohne ein Wort zu sagen, mit den andern dahin. Er hatte seine Mutter an der Hand gefaßt.

Als sie so alle eine halbe Stunde am Dünenrande entlang gewandert waren, war das Wasser schon so hoch gestiegen, daß man nirgendwo im Watt noch eine trockene Stelle sehen konnte. Verni schauderte es. Die See war ihm auf einmal unheimlich geworden.

Er wurde erst wieder fröhlich, als sie nach einem weiten Spaziergang durch die Dünen zu Hause angekommen waren.

Nach dem Abendessen — Frau Sandreuther hatte für Frau Becker und Verni Pellkartoffeln und geräucherten Fisch aufgedeckt, und das hatte beiden prachtwoll geschmeckt — fragte Frau Becker: „Was meinst du, Verni, wollen wir noch mal eben auf ein halbes Stündchen an den Strand gehen? — Oder bist du schon zu müde?“ —

Nein, Verni war noch nicht müde. So wanderte er mit seiner Mutter noch einmal allein hinaus.

Es war ein schöner Abend geworden. Die ersten Sterne blinkten schon vom Himmel herunter. Das Wasser rauschte heute so sonderbar geheimnisvoll, oder kam es Verni nur so vor. Es gab gar kein lautes Gedonner in der Brandung, nur ein Schäumen und tiefes, volles Rauschen.

Er setzte sich mit seiner Mutter in den Strandkorb und sie schlug, weil es kühl war, ihr großes Tuch mit um seinen Rücken. Menschen waren fast gar nicht mehr am Strande. So saßen sie ganz still und blickten auf das Wasser.

Der Vollmond war aufgegangen und warf sein weißes Licht auf das Meer, daß die Wellen aufblinkten.

Wie sah auf einmal das Meer so ganz anders aus, als er es

sonst gesehen hatte! — Er mochte kein Wort sagen, es kam ihm vor, als sei er in der Märchenwelt. Mit großen Augen saß er da, eng an seine Mutter geschmiegt, und lauschte und starrte hinaus auf das Wasser. Er wußte selbst nicht, warum er von Zeit zu Zeit so tief aufseufzen mußte.

Plötzlich hörte er Stimmen, es schienen junge Mädchen zu sein. Die mochten wohl glauben, daß der Strandkorb, in welchem Frau Becker und Berni saßen, leer sei; denn dicht hinter dem Strandkorbe setzten sich alle auf den Sand nieder.

Die Mädchen mochten sich auch über das mondbeschienene Meer freuen. Sie waren stiller, als sie es sonst sicher gewohnt waren, und dann begann eine auf einmal zu singen.

Sie sang ein Lied, das Berni noch nie gehört hatte:

„Die Reise nach Seeland, ach, die fällt mir so schwer!
D du einzig schönes Mädchen, wir sehn uns nicht mehr,
o du einzig schönes Mädchen, wir sehn uns nicht mehr.

Sehn wir uns nicht wieder, ei so wünsch ich dir Glück;
o du einzig schönes Mädchen, denk oftmals zurück!
D du einzig schönes Mädchen, denk oftmals zurück.

Des Sonntags früh morgens kam der Lotse an Bord:
Guten Morgen, Kameraden, heut müssen wir fort,
guten Morgen, Kameraden, heut müssen wir fort.

Warum denn nicht morgen, warum denn gerade heut?
Denn es ist ja heute Sonntag für uns alle jungen Leut,
denn es ist ja heute Sonntag für uns alle jungen Leut.

Der Lotse sprach leise: Ich habe keine Schuld;
der Hauptmann, der uns führet, hat keine Geduld,
der Hauptmann, der uns führet, hat keine Geduld.

Ein Schifflein kam gefegelt, der Wind war ihm gut;
mein Heinrich, der schwenkte noch dreimal seinen Hut,
mein Heinrich, der schwenkte noch dreimal seinen Hut.

Das Schwenken bedeutet: Schatz, lebe, lebe wohl!
Wer weiß, ob wir einander noch wiedersehn soll'n,
wer weiß, ob wir einander noch wiedersehn soll'n.

Sehn wir uns nicht wieder, so wünsch ich dir Glück.
D du einzig schöner Heinrich, denk oftmals zurück,
o du einzig schöner Heinrich, denk oftmals zurück.

Das Mädchen am Strande ging auf und ging ab;
denn es mußte verlassen seinen einzigen Schatz,
denn es mußte verlassen seinen einzigen Schatz.“

Auch Frau Becker lauschte dem Gesange. O, was hat das Lied für eine schöne Melodie, dachte Berni. Ihm wurde von dem Gesang ganz weh ums Herz. Er hätte zu gerne das singende Mädchen einmal gesehen, aber er wagte es nicht, sich zu rühren, weil er glaubte, dann würde sie nicht weiter singen oder gar fortgehen.

Als der Gesang verklungen war, blickte Berni seiner Mutter ins Gesicht. Da sah er zu seinem Schrecken, daß ihr Tränen in den Augen standen.

„Mutter,“ fragte er leise und zärtlich, „was hast du, liebe Mutter? — Geht es dir wieder nicht gut?“ Frau Becker schüttelte stumm mit dem Kopfe. „Was hast du denn?“ Er strich ihr sanft die Backen.

„Nichts, Kind,“ erwiderte sie, „es war das Lieblingslied von unserem guten Vater, was das Mädchen sang. Er hat es mir oft vorgesungen, als er noch lebte.“

Berni saß ganz still und blickte vor sich nieder. „Ach, daß er all das Schöne, was wir hier auf Wangerooq haben und sehen, nicht auch sehen kann! — Wenn er jetzt hier wäre und sähe, wie groß du geworden bist.“ — — —

„Vielleicht kann er es doch sehen, Mutter,“ sprach Berni und sah sie an. Da strich sie ihrem Kinde leise über seinen Kopf, und dann stand sie auf und ging mit ihm heim.

Die Mädchen waren auch aufgestanden und schritten dem Dorfe zu.

Und aus der Ferne klang es in Bernis Ohren:

„D, du einzig schönes Mädchen,
Denk oftmals zurück!“

Zum Fischen

Berni war am folgenden Morgen mit seiner Mutter schon früh zum Strand hinabgewandert. Er spielte im Sande und baute Tunnels für eine Bergbahn, da kamen Stengeles. Franz und Erna wollten gleich mitspielen.

Als die Bergbahn fertig war, liefen die Kinder zum Wasser und suchten Muscheln.

Das Seeklima bekam allen ausgezeichnet. Frau Becker war schon ganz braun im Gesicht und ihre Haut fing an von der scharfen Seeluft spröde zu werden und abzublättern. Bernis Waden waren schon dunkelbraun geworden, weil er selten mehr Strümpfe trug. Auch Franz erholte sich gut, nur mit Erna mußte Frau Stengele noch sehr vorsichtig sein, weil sie sich noch immer leicht erkältete und überhaupt sehr zart war.

Aber wohl fühlten sich alle, und besonders Frau Becker bereute es nicht, dem Rate des Arztes gefolgt zu sein.

Emmy schrieb alle paar Tage.

Sie wurde allein ganz gut fertig und hatte tüchtig im Geschäft zu tun. Sie hatte ihren zukünftigen Schwiegereltern eine Photographie von sich geschickt. Die hatte den alten Sandreuthers viel Freude gemacht und war gleich von ihnen an die Wand ihrer Stube gehängt worden. Frau Becker hatte ihnen viel Schönes von Emmy erzählt, wie fleißig und zuverlässig sie war, und die beiden alten Leute waren ganz glücklich darüber, daß ihr Sohn ein solch braves Mädchen zur Frau bekam.

Das alles erzählte Frau Becker gerade Frau Stengele, die mit ihrem Strandkorbe herangerückt war.

„Wissen Sie wohl, daß Sie hier leicht viel Geld verdienen könnten, Frau Becker?“ fragte auf einmal Frau Stengele.

„Nein, wodurch denn?“

„Nun, wenn Sie es nicht erraten, will ich Ihnen mal meinen Plan auseinandersetzen,“ sprach Frau Stengele, „Sie haben doch in Bremen ein Weißwarengeschäft. Hier auf der ganzen Insel ist keine Schürze und keine Spitze und keine Haarschleife zu kaufen. Sowie aber die Ferien da sind, wird's hier auf Wangeroog übervoll. Fangen Sie doch hier ein Geschäft an! — Sie sollen mal sehen, was das für einen Verdienst gibt!“

Frau Becker sah ganz überrascht in das Gesicht von Frau Stengele und blickte dann nachdenklich auf das Wasser hinaus.

„Und niedrige Preise brauchen Sie für Ihre Weißwaren hier doch nicht zu nehmen. Im Gegenteil, wer hier kauft oder hier kaufen muß, dem kommt es auf 5 oder 10 Pfennige mehr wirklich nicht an.“

„Ja, das ist ja gewiß ein ganz guter Gedanke, aber ich bin doch meiner Gesundheit wegen hier,“ meinte Frau Becker.

„Auch daran habe ich gedacht. Sie sollen auch gar keine Arbeit

davon haben und brauchen sich mit dem Verkaufe der Sachen nicht abzuquälen. Sehen Sie mal, ich meine es so: Dicht vor der Giftbude steht ein kleines Verkaufshäuschen, das gehört Lührssens, bei denen ich wohne. In dieser Verkaufsbude sind im vorigen Jahre Delikatessen verkauft worden. Ein Kaufmann aus Jever hat damals hier ein kleines Delikatessengeschäft darin unterhalten. Er ist aber im Winter gestorben und die Bude ist für diesen Sommer frei.

Mieten Sie das Häuschen für 4 Monate. Lührssens werden es Ihnen billig überlassen, weil es sonst doch leer bliebe. Sie schreiben Ihrer Emmy, was Sie alles für Sachen brauchen, und lassen sich ein paar Kisten mit Spitzen und seidenen Bändern und Kinderchürzen und Badeartikeln schicken. Jedes Stück muß genau mit dem Preise versehen sein. Fräulein Lührssens — Sie haben doch gewiß schon das große blonde Mädchen gesehen, es ist ja Lührssens einzige Tochter — stellen Sie als Verkäuferin für Ihre Sachen an. Sie muß Ihnen jeden Abend vorrechnen, was sie verkauft hat, und dann haben Sie, liebe Frau Becker, furchtbar wenig mit dem ganzen Geschäft zu tun.“

Frau Becker antwortete nicht gleich. Sie saß in Gedanken versunken da, dann sprach sie: „Wirklich, das ist ein guter Gedanke, und wenn alles so eintrifft und sich so macht, wie Sie meinen, dann wäre das —“

„Aber natürlich,“ rief Frau Stengele, „die ganze Sache ist leicht gemacht. Ich würde noch heute mit Lührssens sprechen und dann sofort Emmy schreiben.“

Die Frauen beschlossen, gleich einmal das Häuschen anzusehen und mit Lührssens zu sprechen.

Die alten Lührssens freuten sich, als sie nun doch eine Gelegenheit fanden, ihren leerstehenden Verkaufsladen zu vermieten. Für billiges Geld wollten sie das Häuschen für den Sommer an Frau Becker vermieten. Die aber ging gleich nach Hause, um einen langen Brief an Emmy zu schreiben, worin sie der von ihrem Plane erzählte und ganz genau auseinandersetzte, was Emmy alles schicken sollte. Fräulein Lührssens aber, die gleich bereit gewesen war, den Verkauf der Sachen zu übernehmen, war schon einmal ein Jahr in Oldenburg in einem kleinen Geschäft als Verkäuferin gewesen. So traf sich alles ganz glücklich. Auch das schrieb Frau Becker an Emmy.

Während die Mutter nun daheim saß und einen langen Brief nach Bremen schrieb, den sie auch gleich zur Post trug, waren Berni, Franz und Erna am Strande entlang gelaufen. Sie hatten Peter Lührssen getroffen, der mit zwei langen Fischerstöcken und einem Eimer voll Würmer, die sie gestern zusammen gefangen hatten, zum Fischen ging. Die Kinder liefen mit ihm, sie hatten Frau Stengele, die gleich wieder an den Strand zurückgekommen war, um Erlaubnis gebeten.

Nun wanderten die Kinder mit Peter den Bühnen zu. Das Wasser lief langsam auf, die Ebbe war vorbei, als sie zu der ersten Bühne kamen.

Ganz am äußersten Ende der Bühnen packte Peter sein Fischgerät auseinander. An jeder Angel einen Wurm, warf er die Schnüre weit hinaus auf das Wasser, wo sie bis zum Schwimmer unter sanken.

Berni durfte einen Angelstock halten. „Es sitzt einer dran! — Es sitzt einer dran!“ rief er schon nach einer Sekunde und zappelte vor Ungeduld. Peter nahm Bernis Stock auf einen Augenblick in die Hand, doch gab er ihn gleich wieder zurück und sprach: „Ach was, das machen die Wellen, daß der Schwimmer auf und nieder taucht.“

Berni wartete und wartete. Die andern beiden waren währenddessen die Bühnen entlanggegangen und suchten nach Taschenkressen in den Löchern zwischen den Steinen.

Nach kurzer Zeit verschwand Peters Schwimmer auf einmal ganz im Wasser und die Schnur straffte sich.

„Peter! Peter!“ schrie Berni, „siehst du denn nichts?“ Peter hatte es wohl bemerkt, er zog ein wenig an seinem Stocke und hob auf einmal einen zappelnden dicken Fisch aus dem Wasser, der zwei Hände lang war.

„Wir haben einen! — Wir haben einen!“ — schrie Berni aus Leibeskräften Franz und Erna zu. Die liefen so rasch sie konnten über die glitschigen Steine. Berni hatte in der Aufregung gleich seinen Angelstock auf die Steine gelegt und sprang nach dem Fische, um ihn zu greifen. „Faß ihn nicht an!“ rief Peter, doch es war schon zu spät. Berni hatte zugegriffen, damit der Fisch nicht wieder entkäme, doch zog er gleich schmerzend seine Hand zurück. Das war ein stacheliger Gefelle! Peter nahm behutsam die Schnur und faßte den Fisch vorsichtig am Kopfe an. Was

war das für ein sonderbares Tier! Alle drei Kinder standen herum und beguckten den Fang. Der Fisch hatte einen auffällig großen Kopf und ein weites Maul, mit dem er nun nach Luft schnappte. Dicht hinter seinem Kopfe aber saßen zwei mächtige, fächerig aufgespannte Flossen, die in langen Stacheln endeten. Auch am Kopfe zeigte er einige Stacheln.

„Das ist ein Seeteufel!“ sagte Peter gleichmütig, befreite den Fisch von der Angel und tat ihn dann in einen leinenen Beutel, den er mitgebracht hatte.

Nun erst wandte sich Berni seinem Angelstocke zu. Gerade kam er noch zur rechten Zeit, sonst wäre der ganze Stock ins Wasser gerutscht und wohl verloren gewesen. Als Berni ihn aufhob, war sein Schwimmer auch ganz untergetaucht. Berni zog an der Schnur, aber sie gab nicht nach.

„Hurra!“ schrie er, „Peter, ich habe auch einen, o, das muß aber ein großes Tier sein! — So komm doch schnell und hilf mit ziehen.“

Peter zog und zog. „Siehst du wohl, das kommt davon, wenn du nicht aufpassst! — Nun hat sich die Angel irgendwo an einem Steine festgesetzt. — Es sitzt überhaupt kein Fisch daran.“

Endlich hatte er sie glücklich wieder los bekommen. Die Angel war leer, kein Wurm saß mehr daran. Peter hing einen neuen an den Haken und warf sie bald wieder weit hinaus in das Wasser.

So standen sie und fischten. Die Flut stieg höher und höher und die Kinder mußten mehr und mehr zurücktreten.

Als sie aber zum Mittag nach Hause kamen, zeigte Berni seiner Mutter stolz den Seeteufel und außerdem zwei Seeaale, die Peter noch dazu gefangen hatte.

* * *

Berni hatte nun schon die ganze Insel kennen gelernt. Er kannte alle Wege und Stege und Straßen in und bei dem Dorfe. Er war verschiedene Male in den Dünen herumgestreift und war dabei auch ganz bis zum West- und Ostende der Insel gelangt. Er kannte den Strand und das Watt und kannte auch viele der Fischer und Badegäste. Fast jeden Tag war er von morgens früh bis abends spät mit Franz und Erna beisammen.

Wierzehn Tage war er nun schon auf der Insel. Frau Becker

hatte sich bereits gut erholt und fühlte sich viel frischer und kräftiger als in Bremen. Auch die kleine Erna sah schon etwas gesunder aus und begann aufzublühen.

Frau Becker wollte mit ihrem Kinde bis zum Schluß der großen Ferien bestimmt auf Wangerooß bleiben. Wenn es sein konnte sogar noch länger.

Doch — das erzähle ich dir in dem nächsten Buche von ihm.